

DER FELS

Bischof Dr. Rudolf Voderholzer:
Ich weiß, was ich versprochen habe!

67

Bischof Athanasius Schneider ORC:
Der synodale Weg erinnert an die
arianische Krise im 4. Jahrhundert

77

Jürgen Liminski:
Grande Dame der Kinderseele

85

Katholisches Wort in die Zeit

51. Jahr März 2020



INHALT

Bischof Dr. Rudolf Voderholzer:
Ich weiß, was ich versprochen habe! 67

Dorothea Schmidt:
Das ist nicht Kirche! Das ist Politik. 70

S. D. Alois K. Fürst zu Löwenstein:
Gedanken zum synodalen Weg 72

Dr. François Reckinger:
Frauen als Priesterinnen? 73

Bischof Athanasius Schneider ORC:
Der synodale Weg erinnert an die
arianische Krise im 4. Jahrhundert 77

Diakon Raymund Fobes:
Mit ganzem Herzen für Glauben
und Kirche 79

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
Ein Heiliger prägt 80

Rektor Pfr. Georg Alois Oblinger:
Kreuze ohne Christus? 82

Ursula Zöller:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Birgitta von Schweden 84

Jürgen Liminski:
Grande Dame der Kinderseele 85

Prof. Dr. Konrad Löw:
Auschwitz und die Entgrenzung
der Schuld 89

Helmut Dieken:
Vom Luxus zur
Apostolatsgemeinschaft 90

Auf dem Prüfstand 91
Leserbrief..... 94
Veranstaltungen..... 95

Impressum „Der Fels“ März 2020 Seite 95
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Verklärung Christi

Von Raffael – from Artist Hideout, Gemeinfrei,
commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=379381; Titelbeschreibung S. 93

Foto- und Quellennachweise: Seite 95

Liebe Leser,

die Weihnachtspredigten sind verklungen. Aber die Weihnachtsbotschaft wirkt weiter bei denen, die sie in ihr Leben hereinlassen und sie mitnehmen wie die Weisen aus dem Morgenland, die auf einem anderen Weg in ihre Heimat zurückkehrten. Denn diese Botschaft ist, wie Bischof Voderholzer am 24. Dezember gesagt hat, eine „Orientierung in allen Unsicherheiten, Zukunftsängsten und Wirrnissen unserer Tage“. Sie ist „ein Wort der Ermutigung für alle, deren Zukunft von einer schlimmen Diagnose überschattet wird“, die ihre Krankheit daheim oder im Krankenhaus zubringen müssen. „Er, der alle Krankheiten getragen hat, vermag auch zu helfen, das vermeintlich Sinnlose in Sinn zu verwandeln“. Diese Aussage trifft auch für jene zu, welche das Weihnachtsfest als Obdachlose verbracht haben oder die sich gerade in diesen Tagen in ein Frauenhaus flüchten mussten. Wie die Botschaft von Weihnachten nachwirkt, hängt auch von uns ab, ob wir Hoffnung ausstrahlen und Orientierung geben.

In einem Kommentar zu einem ökumenischen Megaevent äußerte der Verfasser: „Man möchte der Kirche gerne zurufen: Besinnt euch auf eure Wurzeln. Seid endlich wieder radikal!“ Vielleicht sieht der Autor die Christen in Gefahr, in den Strudel der Bedeutungslosigkeit für die Menschen unserer Zeit gerissen zu werden.

Radikal, das heißt von den Wurzeln her Christ sein. Es meint nicht angepasste, mit jedermann austauschbare gesichtslose Zeitgenossen. Wer eine radikale christliche Existenz zu leben versucht, hat auch heute noch eine Chance, dass Leute von ihrem Smartphone aufschauen, vielleicht mit Kopfschütteln. Aber immerhin!

Wir wissen, dass Gott jeden in seine Nachfolge beruft, das heißt zu einer lebendigen Beziehung zu ihm. Damit sind großartige Verheißungen verbunden. Das Evangelium zählt sie auf. Sie lassen sich in dem Wort bündeln: Gott wird immer bei ihnen sein. Nach einem solchen Angebot sehnen sich wohl viele. Sie können das aber kaum glauben, weil der tägliche Anschauungsunterricht für sie anders aussieht. Sind wir zu wenig radikal in der Nachfolge Jesu?

„Lass die Toten ihre Toten begraben“ (Lk 9,60) hört sich abschreckend und pietätlos an, meint aber, dass wir uns von dem trennen sollen, was einem authentischen Christsein im Wege steht. Erfindungsreich weichen wir der Aufforderung zur Nachfolge aus. Wir haben keine Zeit, sagen wir. Das erinnert an die Ausreden derer, die zu einem Gastmahl geladen waren (Lk 14,18-20). Wir entschuldigen uns nicht mit den Ausreden von damals: Wir haben ein paar Ochsen gekauft und müssen sie ausprobieren oder wir haben ein Landgut gekauft und müssen es anschauen. Halte mich für entschuldigt. Bei uns sind es u.a. stundenlanges Sitzen am Fernseher, am Computer, am Smartphone bei Sportveranstaltungen oder Ausschlafen am Sonntag – Abhängigkeiten, die manchmal fast Formen der Selbstverklavung sind.

Das Leben ist begrenzt. Darauf hinzuweisen, hat mit Realität und nicht mit Drohbotschaft zu tun. Die Frohbotschaft zitiert am Ende des Gleichnisses Jesus: „Keiner von denen, die eingeladen waren, wird an meinem Mahl teilnehmen“ (Lk 14,24). Die Fastenzeit gibt uns Gelegenheit unsere Präferenzen zu überdenken.



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Ich weiß, was ich versprochen habe!

Sie können sich auf mich verlassen.

Auf den Tag genau vor sieben Jahren bin ich hier im Dom – bei noch etwas niedrigeren Temperaturen – vom Erzbischof von München und Freising zum Bischof geweiht worden. Bevor mich der Metropolit unserer Kirchenprovinz durch Gebet und Handauflegung hineinstellte in die Apostelnachfolge, bevor er mir die Mitra aufsetzte, in die ich dann noch hineinwachsen musste, bevor er mir den Bischofsring, den Ring der Treue ansteckte, fragte er mich nach meiner Bereitschaft, diesen Dienst zu übernehmen.

„Bist Du bereit“, so fragte er mich, „das Evangelium Christi treu und unermüdlich zu verkünden?“ „Bist Du bereit“, so wurde ich weiter gefragt, „das von den Aposteln überlieferte Glaubensgut, das immer und überall in der Kirche bewahrt wurde, rein und unverkürzt weiterzugeben?“ Und ich habe jeweils geantwortet mit: „Ich bin bereit.“ Ich bin in den letzten Tagen und Wochen von vielen Leuten angesprochen oder auch angeschrieben worden, von vielen auch einfachen Gläubigen, die in der Kirche beheimatet sind, die mir signalisiert haben: Bleiben Sie Ihrem Weiheversprechen treu! Ich möchte Ihnen allen heute zurufen: Ich weiß, was ich versprochen habe! Sie können sich auf mich verlassen.

Der Jahrestag der Weihe ist für mich jedes Jahr eine besondere Gelegenheit, mir selber Rechenschaft zu geben, einen Schritt gleichsam zurückzutreten und zu fragen, was der Augenblick, was die Zeichen der Zeit von mir erfordern. Sie wissen, dass ich von dieser Stelle aus vor fünf Jahren den Anstoß gab zu einer noch ernsthafteren Aufarbeitung der Missbrauchsfälle, besonders bei den Domspatzen, aber auch in den anderen Institutionen. Ich hatte durch

etliche persönliche Gespräche noch einmal ganz neu die Opferperspektive einzunehmen gelernt.

Mit unserem Aufarbeitungsmodell konnten wir in enger Kooperation mit den Betroffenen einen guten Weg miteinander gehen. Ich bin gerade auch den Opfern für ihre Bereitschaft dankbar, sich zu öffnen und diesen Weg mitzugehen, so dass uns heute von Herrn Matthias Katsch, dem Vertreter des „Eckigen Tisches“, und von Herrn Johannes-Wilhelm Rörig, dem Missbrauchsbeauftragten der Bundesregierung, attestiert wird, ein Leuchtturm zu sein in der Aufarbeitungslandschaft Deutschlands.

Die größte Herausforderung, vor der ich unser Bistum stehen sehe in den nächsten Jahren, hat Papst Franziskus in seinem Schreiben an das pilgernde Gottesvolk in Deutschland ungeschminkt beim Namen genannt. Es ist der Rückgang der gelebten Glaubenspraxis, die schwindende Kenntnis der Botschaft der Bibel, der Rückgang auch des Gebetes, vor allem der Teilnahme an der sonntäglichen Eucharistiefeier. Ich weiß um die Not vieler Eltern, denen es ein großer Schmerz ist, dass es nicht gelingen will, den Glauben, der ihnen selbst Halt gibt, der für ihr eigenes Leben wichtig ist, auch in den Herzen der jungen Generation zu entflammen, der jungen Menschen, denen sie doch nicht nur eine gesicherte materielle Zukunft, sondern auch eine geistig-geistliche Basis mitgeben wollen. Ich sehe das als Bischof, und Sie alle sollen wissen, dass mir das bewusst ist und dass ich Ihre Sorgen teile! Ich weiß auch, dass manche einen Ausweg darin sehen und erhoffen, dass die katholische Kirche Elemente ihres Profils, vor allem die sakramentale Struktur des



„Ich habe ... dem heutigen Vorsitzenden der DBK feierlich versprochen, den katholischen Glauben unverkürzt zu vertreten und zu bezeugen ... Daran fühle ich mich gebunden und ich sehe dieses Versprechen gegenwärtig besonders herausgefordert.“

Qu.: Persönliche Erklärung von Bischof Voderholzer am 25. September 2019.

geistlichen Amtes und ihr Menschenbild, ihre Sicht des Miteinanders von Mann und Frau den Auffassungen anpasst, die in der Gesellschaft heute von einer Mehrheit, wie es scheint, vertreten werden.

Nur, liebe Schwestern und Brüder im Herrn! Ich kann nicht glauben, dass dies zum Ziel führt, dass dies eine lebendigere Kirche, eine inni-

gere Glaubenspraxis, eine tiefere Liebe zu Jesus zur Folge hätte. Wir können den Ausgang dieses Experimentes doch überprüfen. Ein Blick auf die Situation anderer kirchlicher Gemeinschaften zeigt uns, dass die Ursachen tiefer liegen, und dass wir viel tiefer ansetzen müssen. Das Beispiel Jesu selbst lehrt uns, dass auch er, der glaubwürdigste Verkünder überhaupt, die Erfahrung machen musste, abgelehnt und gemieden zu werden! Nach der eucharistischen Rede, so wird es uns im Kapitel des Johannesevangeliums geschildert, gehen viele, die ihm gefolgt waren, weg, weil sie sagen: „Seine Lehre ist unerträglich!“

Jesus aber läuft ihnen nicht nach. Seine Jünger fragt er vielmehr: Wollt auch Ihr gehen? Und Petrus, wie im-

mer, antwortet für alle: „Herr, wohin sollen wir denn gehen? Du hast Worte ewigen Lebens!“ (Joh 6,68). Ich bin überzeugt davon, dass uns nur der Weg intensiver Evangelisierung weiterbringt. Dies ist auch der Weg, den Papst Franziskus uns rät.

Das Wesen der Kirche ist Evangelisierung. Kirche und jeder und jede einzelne in ihr hat nicht nur eine Mission, sondern ist wesenhaft Mission. Wir haben in der Kirche in Deutschland seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine Tendenz, dass es oft nur um innerkirchliche Fragen geht. Wir kreisen um uns selbst. Die Würzburger Synode in den 1970er Jahren hat diese Tendenz noch verstärkt. Symptomatisch für diese Haltung ist die Tatsache, dass es bei der Rede von der Berufung der Laien

in unseren gegenwärtigen Debatten ausschließlich um die Frage der Partizipation, der Mitwirkung am Dienst der Bischöfe und Priester geht.

Joseph Ratzinger hat noch als Theologieprofessor in einem Vortrag am Vorabend der Würzburger Synode Folgendes gesagt, und ich darf diesen Jahrhunderttheologen zitieren: „Unter Theologie des Laien versteht man heute immer mehr den Kampf um eine neue Form des kirchlichen Amtes, was doch wohl ein Widerspruch in sich selber ist.“

Denn der Laie ist entweder Laie oder er ist es nicht. Eine Theologie des Laikats, die als Kampf um den Proporz in der Kirchenregierung ausgetragen wird, ist eine Karikatur ihrer selbst und bleibt es, auch wenn dieses Missverständnis mit dem Begriff eines synodalen Kirchenregiments kaschiert wird.

Und leider ist dies ja nicht nur ein Fehlgriff der Theorie, sondern eine Fehlleitung der Kräfte in der Kirche und ein Versagen gegenüber ihrem Auftrag: Wo Theologie zur Theorie der Kirchenpolitik und zum Kampf um die Anteile am Kirchenregiment wird, geht die Stoßkraft nur nach innen.

Die Kirche beschäftigt sich nur noch mit sich selbst und verbraucht sich dabei selbst. Die Kraft, die ihr eigentlich gegeben ist, um zu dienen, um für andere da zu sein, verwendet sie auf den Streit über das Herrschen und um sich selbst in Bewegung zu halten. Aber Kirche, die sich recht versteht und sich recht lebt, schaut nicht auf sich selbst, sondern geht von sich fort und wirkt für die andern“ (Joseph Ratzinger, Die anthropologischen Grundlagen der Bruderliebe [1970], in: JRGS 8, 111 f.). Soweit der spätere Papst Benedikt, wohl gemerkt schon 1970. Ich vermisse in den gegenwärtigen Debatten das, was das Zweite Vatikanische Konzil als den Kernpunkt der Berufung der Frauen und Männer benennt, die durch Taufe und Firmung mit dem Heiligen Geist beschenkt und in die Kirche eingegliedert sind: den „Weltcharakter“, die Berufung zum Weltendienst; das Evangelium hineinzutragen in die Politik und Wirtschaft, in Kunst, Wissenschaft und Kultur usw.



Bischofsweihe

Die Weiheversprechen im Detail sind:

Der Hauptzelebrant (ein Bischof) spricht folgende Formeln, der Erwählte gibt jeweils die Antwort: „Ich bin bereit.“

- Bist du bereit, in dem Amt, das von den Aposteln auf uns gekommen ist und das wir dir heute durch Handauflegung übertragen, mit der Gnade des Heiligen Geistes bis zum Tod zu dienen? – **Ich bin bereit.**
- Bist du bereit, das Evangelium Christi treu und unermüdlich zu verkünden? – **Ich bin bereit.**
- Bist du bereit, das von den Aposteln überlieferte Glaubensgut, das immer und überall in der Kirche bewahrt wurde, rein und unverkürzt weiterzugeben? – **Ich bin bereit.**
- Bist du bereit, am Aufbau der Kirche, des Leibes Christi, mitzuwirken und zusammen mit dem Bischofskollegium unter dem Nachfolger des heiligen Petrus stets ihre Einheit zu wahren? – **Ich bin bereit.**
- Bist du bereit, dem Nachfolger des Apostels Petrus treuen Gehorsam zu erweisen? – **Ich bin bereit.**
- Bist du bereit, zusammen mit deinen Mitarbeitern, den Presbytern und Diakonen, für das Volk Gottes wie ein guter Vater zu sorgen und es auf dem Weg des Heiles zu führen? – **Ich bin bereit.**
- Bist du bereit, um des Herrn willen den Armen und den Heimatlosen und allen Notleidenden gütig zu begegnen und zu ihnen barmherzig zu sein? – **Ich bin bereit.**
- Bist du bereit, den Verirrten als guter Hirte nachzugehen und sie zur Herde Christi zurückzuführen? – **Ich bin bereit.**
- Bist du bereit, für das Heil des Volkes unablässig zum allmächtigen Gott zu beten und das hohepriesterliche Amt untadelig auszuüben? – **Ich bin bereit.**

Überall dort kann es doch gar nicht genug Frauen und Männer geben, die aus dem Glauben heraus wirken als Salz und Sauerteig. Und so möchte ich, bestärkt auch von Papst Franziskus, Sie alle herzlich bitten, die Bemühungen um Evangelisierung in den Pfarreien, in den Gemeinschaften, im Schulunterricht und wo immer sich das kirchliche Leben vollzieht, zu intensivieren.

Erster Schritt ist immer die Selbstevangelisierung, die mit der Frage beginnen muss: Wo ist meine Liebe zu Christus und zur Weitergabe seines Wortes, seiner Barmherzigkeit erkaltet? Wo muss ich bei mir anfangen mit einem innigeren Gebet, mit treuerer Anbetung, mit Lesen und Betrachten der Heiligen Schrift, mit religiöser Fortbildung, Lektüre, geistiger Auseinandersetzung? Nur was in mir brennt, kann auf andere überspringen.

Wir haben im Bistum Msgr. Thomas Schmid beauftragt, alle Initiativen, alle Ideen, alle Schritte hin zur Evangelisierung zu sichten und zu koordinieren und dann auch, subsidiär, zu unterstützen. Es erfüllt mich mit großer Freude zu sehen, wie vielerorts ja auch bereits Initiativen aufblühen, von Bibelkreisen angefangen, über Alpha-Kurse, Glaubenskurse, Exerzitien im Alltag, Gebetskreise, Hausgottesdienste und vieles mehr, Initiativen, die zuallermeist auch einmünden in ein sozial-caritatives Engagement und davon begleitet werden. Ich halte es deshalb gar nicht für nötig, im Bistum irgendwas zu vereinheitlichen oder etwas vorzugeben.

Ich wünsche mir nur, dass jede Gemeinschaft, jede Pfarrei, jede Ebene sozusagen sich fragt: Wie, auf welche Weise könnten wir das große Anliegen der Verlebendigung des Glaubens, der Weitergabe des Feuers des Evangeliums, aufgreifen?

Natürlich sollen auch schon die Sakramentenvorbereitung in den Pfarreien, die Katechese, der Religionsunterricht und auch die Jugendarbeit dem Ziel der Evangelisierung dienen. Dies alles gewissenhaft und mit Leidenschaft vorbereitet und durchgeführt ist ein wichtiger Beitrag, und den will ich nicht verken-

nen. Mir ist nur wichtig, dass sich alle fragen und mit geistlicher Phantasie überlegen, wo noch ein weiterer Schritt gegangen werden kann. Liebe Schwestern und Brüder! Wir sind als Kirche nicht eine politische Organisation, nicht der Dachverband von Interessensvertretungen von Priestern und Laien. Wir sind ein Organismus, eine Familie, wo es Vater und Mutter gibt, nicht-funktionale Aufgaben, Ämter und Berufungen, die sich ergänzen. Und so ist es mir eine ganz große Freude, heute an meinem Weihetag wiederum verdiente Priester und Laien, ich sage aus den oben genannten Gründen lieber „Weltchristen“, wie Sie wissen, für ihr Wirken im Bistum zu ehren. Ich grüße Sie schon hier im Dom, bevor wir dann nachher im Kolpinghaus die Ehrungen im Einzelnen vornehmen.

Ich grüße auch die Schwestern und Brüder aus den Pfarrgemeinden der zu ehrenden Priester, stellvertretend die Frauen und Männer aus Dingolfing und Thalmassing, aber auch die Krippenfreunde, die zum Teil von weit hergekommen sind, um Pfarrer Martreiter zu begleiten. Die Priester und die Weltchristen, die ich heute ehren darf, stehen dabei stellvertretend für viele andere, für deren Dienst, für deren Engagement ich nur von Herzen dankbar sein kann. Ein besonderes Wort des Grußes und des Dankes aber richte ich an die Thalmassinger!

Liebe Schwestern und Brüder, wir haben im vergangenen Sommer eine für uns alle schwierige Situation durchmachen müssen. Sie aber haben besonnen und wahrhaft geistlich reagiert, indem Sie von öffentlichem Protest abgelassen und stattdessen zum Gebet aufgerufen haben! Sie sind es denn auch, die Sie Ihren Pfarrer zum Monsignore ernannt haben. Der Bischof hat den Antrag gestellt,



Rom hat unterschrieben, aber Ihr Zeugnis, Ihr Zusammenhalten war entscheidend. Danke für dieses bewegende Zeugnis des Vertrauens.

Halten wir zusammen, und bitten wir um Gottes Geist, dass es gelingt, das große Geschenk des Glaubens, das uns anvertraut ist, weiterzugeben. Heiliger Petrus, Patron unserer Domkirche, Heiliger Wolfgang, Patron des Bistums, und heilige Gottesmutter Maria, Vorbild und Urbild der Kirche, bittet für uns! Amen.

(Predigt anlässlich des 7. Jahrestages seiner Bischofsweihe)

Dorothea Schmidt:

Das ist nicht Kirche! Das ist Politik.

Erfahrungen einer Teilnehmerin im synodalen Prozess

Dorothea Schmidt vertritt Maria 1.0 beim Synodalen Weg.
Was sie dabei alles erlebt und bewegt, hält sie in einem Tagebuch fest.

30.01.2020 - Tag 1

Tag 1 der ersten Versammlung des Synodalen Weges: Ich spüre viel Spannung und Ungewissheit. Dann endlich geht es los, die Mitglieder der Synodalversammlung ziehen in die Kirche ein. Verwundert sehe ich, dass sich rechts und links Frauen der Bewegung Maria 2.0 im Spalier aufstellen und verschiedene Banner mit ihren Forderungen hochhalten. Provokation oder ein Schrei um Verständnis?

Ich beschließe, nichts zu unterstellen, sondern während der Hl. Messe mich ganz auf Jesus zu konzentrieren. Doch die Unruhe kam immer wieder hoch: Bewahrer oder Reformer? Wir sollen (und wollen) einander zuhören, akzeptieren – und das ist für jeden hier eine Herausforderung. „Liebt einander, wie ich euch geliebt habe“, diese Worte Jesu bete ich. Es stehen sich eben doch zwei Lager gegenüber. Und man weiß nicht, ob derjenige, der neben Dir sitzt - und beim Bild zu bleiben - dein Freund oder dein „Feind“ ist.

Den Blick auf ihn, den Gekreuzigten gerichtet, hielt ich ihm in der Messe alle Erwartungen und Meinungen, alle Verletzungen, allen Schmerz, alle Hoffnung hin, die die Menschen mitgebracht haben und die besonders spürbar waren als sechs Mitglieder der Synodalversammlung Zeugnis von Ihrem Leben mit Gott gegeben haben.

Nach der Hl. Messe kam ich mit verschiedenen Frauen ins Gespräch, ohne Vorurteil oder Vorwissen und wir hörten einander zu. Sich kennen zu lernen, in Liebe anzunehmen, ist für mich wichtig. Und es wird nochmals klar: Der Synodale Weg ist eine gewaltige Herausforderung. Wie können Menschen, die zwar alle subjektiv das ihrer Meinung nach Beste wollen, die meinen, sie hätten „Recht“, die so unterschiedlich denken und glauben, auf einen Nenner kommen? Ich denke an die Worte von Petrus, als damals die Jünger schwer verunsichert waren: „Herr zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des Ewigen Lebens“.

Ich bin mir sicher, die Lösung für die Gräben und Verunsicherung kann nur diese sein: Nur ER kann uns einen und führen. Er ist stärker als alle menschliche Schwäche und menschlicher Schmerz. Er sieht und kennt uns. Und er hat uns schon erlöst und wird seine Kirche nie im Stich lassen. Wie wunderbar und hoffnungsvoll!

Und so bete ich: Herr, sieh auf deine Kinder und schenk jedem das, was er am meisten benötigt; sei es Hoffnung, Trost, Glaube oder Heilung. Lass Deine Liebe fließen in die Herzen aller Mitglieder der Synodalversammlung. Eine uns, wachse in uns, scheine durch uns und lass Deine Kirche neu aufblühen!

31.01.2020 - Tag 2

Das ist nicht Kirche! Das ist Politik. Und wie es so ist – in der Politik, – herrscht auch mal ein rauher Ton. Es geht ums Recht haben und Recht behalten. Obwohl am 2. Tag der Synodalversammlung nur die Satzung des Synodalen Weges verabschiedet werden sollte, wuchs in mir der Eindruck, dass vorab schon alles eingefädelt, besprochen und geplant war. Jeder Widerspruch wurde im Keim erstickt und die Einwände der Bewahrer abgelehnt. Sowohl im Applaus als auch in den Wahlergebnissen spiegelte sich die ganze Situation wider: Es gibt viele Reformer und wenige Bewahrer. Die Reformer –, vor allem die Laien, – haben das Sagen. Sie dirigieren auch Priester und Bischöfe. Machtumkehrung nennt man das. Bei der Morgenmesse durften Priester und Bischöfe nicht konzelebrieren. Sie mussten später die Hl. Messe auf dem Hotelzimmer feiern. Für den letzten Tag der Synodalversammlung war nicht einmal eine Hl. Messe angesetzt, obwohl es – personell gesehen – keinen Grund dafür gibt: Bei so vielen Bischöfen und Priestern könnte man aus dem Vollen schöpfen. Stattdessen dieses Armutszeugnis. Den Geistlichen sind die Hände gebunden. Soll das die Kirche sein, die sich die Reformer vorstellen? Denn bei einem so wichtigen Ereignis denkt man doch, dass die Eucharistiefeier, aus der die Kirche lebt und die Quelle und Höhepunkt des ganzen kirchlichen Glaubenslebens und wesentliche Sendung der Kirche ist, auch entsprechend würdig und innig gefeiert wird. Ich habe Kirche schon ganz anders erlebt. Und ehrlich: das hat mir besser gefallen. Hier bei der Synodalversammlung fehlt das verbindende Element, welches Christus ist. Neben des Messdesasters

ersetzen meditative Impulse von Laien die Anbetung Gottes. Hier geht es um den Menschen: Was er alles kann, will und fordert. Willkommen in unserer neuen Kirche.

Das ist ernüchternd. Und zugleich weiß ich und glaube, dass Gott seine Kirche nie im Stich lassen wird! Die Kirche – mit Christus im Herzen – wird niemals untergehen. Der Moment scheint gekommen, an dem wir uns die Frage stellen sollten: Wem will ich folgen? Einer Kirche mit Jesus im Zentrum oder einer Kirche, in der es vorrangig um den Willen und das Wollen der Menschen geht. Es ist gut, sich diese Frage mal zu stellen. Es scheint nur noch eine Minderheit zu sein, die Jesus nachfolgt. Aber so kann aus einer Handvoll Christen, die Jesus als Stifter der Kirche anerkennen, die Kirche wieder wachsen und aufblühen. Darum bete ich: Herr, lass uns immer auf dich blicken und voller Hoffnung dem Frühling DEINER Kirche entgegengehen! Sende Deinen heiligen Geist, und erneuere das Antlitz der Erde!



2019: Vertreterinnen der Gruppe Maria 1.0 bei Bischof Voderholzer zu Besuch

01.02.2020 - Tag 3

Heute Morgen besuchte ich die Hl. Messe in der Liebfrauenkirche in Frankfurt, weil es laut Programm der Synodalversammlung am Samstag nur einen von Laien gestalteten Gottesdienst geben sollte. Mit dem Herrn im Herzen betrete ich den Sitzungssaal, setze ich mich auf meinen Stuhl und verfolge, wie die katholische Kirche auf einem neuen Grund konstruiert werden soll; sie soll es denen rechtmachen, denen die kirchliche Moral zu herausfordernd geworden ist. Ich bete immer wieder während der folgenden Wortbeiträge. Wir brauchen den Heiligen Geist. Wir alle.

Wir, die wir uns für die geistige Erneuerung der Kirche einsetzen, werden klein gehalten, unser Rederecht eingeschränkt und wir wurden vor vollendete Tatsachen gestellt. Während denen, die Reformen einfordern, zugehört wurde und die Redezeit dann eben verlängert wurde, sollen die Bewahrer bitte sofort das Mikrofon verlassen. Fehlte nur noch, dass sie mir den Hahn zudrehen, sprich das Mikro abstellen, weil ich mich nicht habe abblitzen lassen.

Ich denke an den Vortag, an dem ein Antrag von Herrn Picken, der eine gleichberechtigte und transparente Mitgestaltung für ALLE Mitglieder der Synodalversammlung forderte, regelrecht abgeschmettert wurde. Nach dem Motto: Bewahrer adieu, ihr seid eh in der Minderzahl. Mischt euch bitte nicht ein.

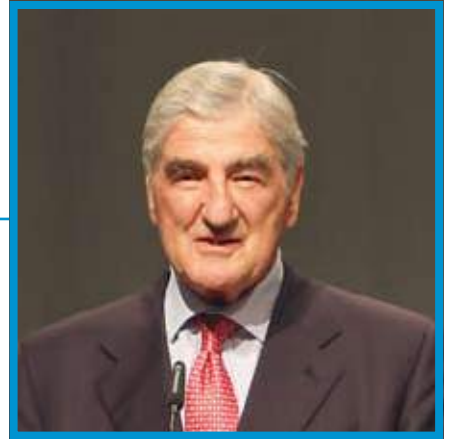
Die gleiche Botschaft vermittelten diejenigen, die die Antworten aus der Online-Umfrage zum Synodalen Weg aus der Kategorie „Bewahrer“ polemisch, ja abfällig vortrugen. Zufall?

Jedenfalls gebe ich Herrn Picken Recht. Denn Gerechtigkeit und demokratisches Vorgehen habe ich auch vermisst: Die 30 bis 35 Teilnehmer der vier Synodalforen wurden bis zur letzten Minute nicht bekanntgegeben. Rund 30 Mitglieder der Vollversammlung wurden nicht als Forums-Teilnehmer auserwählt. Stattdessen wurden 15 der vorbereitenden Foren automatisch in die neue Gruppe mit aufgenommen. In jedes Forum konnten nur noch fünf Personen gewählt werden – alle anderen sind bereits vorab gesetzt gewesen. Sieht so die viel gepriesene Partizipation aus?

Dabei sollte alles ganz neu beginnen, als hätte es die Vorbereitung nicht geben. Und selbst die Texte, die zum Abschluss der vorbereitenden Foren verfasst wurden, haben wir vorab erhalten. Sollen sie nun doch die Basis der weiteren Überlegungen bilden? Ich fürchte, so wird es sein.

Aber trotz allem dürfen wir nicht vergessen, dass Christus immer der Sieger ist. Und das stimmt mich dann doch wieder enorm hoffnungsvoll. Also nach vorne schauen! Das gab es schon in der Geschichte bei Theresa von Avila und Johannes vom Kreuz auch. Sie haben das alles auch erlebt! Und trotzdem hat Gottes Kirche weitergelebt und ist aufgeblüht. Ich glaube, Schwierigkeiten gehören dazu. Wir sind jetzt in einer Phase, in der wir die Kirche mit durchopfern und durchtragen müssen. Das ist emotional und geistig schwer, wenn man so mittendrin sitzt, in der Synodalversammlung, und mitbekommt, wie Jesus nur formal irgendwie „dazugehört“. Aber trotzdem: Wir haben einen Grund, auf dem wir bauen, einen Grund, Hoffnung zu haben. Und den werden wir uns definitiv nicht nehmen lassen!

Gedanken zum synodalen Weg



A) In der Vorbereitungszeit gab es markige Sprüche, die etwas vom herrschenden Geist erahnen lassen: „Wir warten nicht auf Rom“. „Die Welt wird von uns lernen“; „Den Bischöfen, die nicht mitmachen, wird die Straße den nötigen Druck machen“. Deutsches Gebrüll drang selbst durch die dicken Mauern von St. Peter. Da bleibt dem Heiligen Geist ein großes Arbeitsfeld, um dem guten Geist wieder Einkehr zu gewähren.

B) Wir sind aufgerufen, auch unsere Stimme dazu zu erheben. Es ist bekannt, dass dieser gemeinsame Weg zwei Jahre andauern soll und dass er von vier Foren begleitet wird. Das Ziel – ist nicht genannt worden, also entweder ziellos, oder ein so unwahrscheinliches oder so schlimmes, dass es dem Laien nicht zugemutet werden kann.

Zwei Jahre ohne Ziel, aber mit besessener Hektik, hochgradiger Medienkunst, bis hin zu diktatorischem Überzeugungston. Der Blick in die Geschichte: Ähnlichkeiten mit dem Kulturkampf 1871 bis 1887 sind erkennbar, als die äußeren Feinde – Bismarck und Karl Marx – dem katholischen Deutschland den Krieg erklärten. Äußere Feinde helfen, sich dagegen zusammen zu schließen, innere leider führen zu Streit und Spaltung.

Könnte das Ziel sein, über zwei Jahre einen solchen Wirbel zu veranstalten, dass der Missbrauch in Vergessenheit gerät?

Oder dass als Zwischenziel die alten Streitpunkte Interkommunion und Stellung der Geschiedenen – Wiederverheirateten beiseite geräumt werden?

Oder dass der Glaube wiederbelebt wird und daher im Zentrum der Aktivitäten steht wie es der Papst fordert?

1. Forum:

Macht und Gewaltenteilung in der Kirche, gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag.

Wer die Aktivitäten und Stellungen des ZK's über die letzten 30 Jahre kennt, wird mir zustimmen, dass ein großer Lernbedarf beim ZK nötig wäre, um erfolgreich zu sein.

– *Deswegen mehr Kirchgänger zu begeistern? – eher nicht.*

2. Forum:

Leben in gelingenden Beziehungen, Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft. Segnung von gleichgeschlechtlichen Paaren, dafür gibt es schon die Handreichung; neue Sexualethik – von der Wirklichkeit überholt.

– *Deswegen mehr Gläubige in der Kirche? – eher nicht.*

3. Forum:

Priesterliche Existenz heute. Gemeint ist das Zölibat. Da würde die Mitwirkung des ZK's wohl eher als störend empfunden – die zölibatäre Lebensführung ist eine ganz persönliche Entscheidung jeden Priesters oder jeder Ordensschwester.

Die Auflösung der zölibatären Lebenswege gibt es in den evangelischen Kirchen, aber: Die Zahl der Gläubigen nahm stärker ab als bei den Katholiken.

– *Deswegen mehr Gläubige in der Kirche? – eher nicht.*

4. Forum:

Frauen in Dienst und Ämter der Kirche. Nichts spricht dagegen, noch mehr Jobs für Frauen im Kirchenberuf zu öffnen. Wenn die Positionen nach Qualifikation und Leistung besetzt werden, wie das jetzt schon passiert und genügend Kirchensteuer eingenommen wird, lässt sich vielleicht manche Lücke schließen.

Frauen als Priesterinnen (Männer als Ordensschwestern) – dafür spricht wenig, wenn man die Ergebnisse der evangelischen Kirchen sieht. Dieses Thema ist bereits 1994 vom kirchlichen Lehramt abschlägig beschieden worden.

– *Deswegen mehr Gläubige in der Kirche? – Vielleicht um der Predigt zu lauschen.*

Wenn all diese verschiedenen Vorstellungen eines nicht bewirken, dass die Krise des Glaubens – die geschwundene Liebe und Begeisterung für Gott, die Freude am Glauben – überwunden wird, was dann?

Wenn die Kirche, der Fels unseres Glaubens, zu bröckeln angefangen hat; unsere Kirche, welche durch die Pforten der Hölle nie überwunden wird, schwer erkrankt ist, wird es Zeit, um die Hilfe Christi, um die Stärke des Heiligen Geistes zu flehen; im Gebet, in der Anbetung des Allerheiligsten, im Kennenlernen der Botschaft Christi, im Sakrament der Versöhnung. All das heißt Neuevangelisierung und ist in dem historisch-einmaligen Brief des Papstes vom 29. Juni 2019 an jeden von uns ausgesprochen.

Abschließend ein Wort von Papst Franziskus zum gemeinsamen Weg:

„Synodos“, Ein gemeinsamer Weg unter Führung des Heiligen Geistes. Das bedeutet, sich gemeinsam auf den Weg zu begeben mit der ganzen Kirche unter dem Licht des Heiligen Geistes, unter seiner Führung und seinem Aufrütteln.

François Reckinger:

Frauen als Priesterinnen?

Zu einer Unterschriftenaktion der kfd

Mitte vorigen Jahres hat die kfd (Katholische Frauen Deutschlands) einen an die Deutsche Bischofskonferenz gerichteten Aufruf veröffentlicht, in dem es heißt: „Wir wollen eine Kirche, in der Frauen Zugang zu allen Weiheämtern haben.“ Unterzeichnet: „kfd-die-macht“. Dazu startete sie eine Unterschriftenaktion mittels eines Faltblattes, auf dessen vierter Seite interessierte Leserinnen und Leser eingeladen wurden, sich die genannte Forderung zu eigen zu machen.

Warum Widerspruch notwendig ist

Angesichts der Verwirrung, die eine solche Aktion und die ihr von kirchlicher Seite entgegengebrachte Duldung möglicherweise hervorgerufen hat, will ich im Folgenden einerseits Frauen gegenüber meine Hochachtung und Sympathie bekunden, andererseits aber auch dartun, warum es sich meiner Überzeugung nach bei der genannten Aktion eindeutig um einen Irrweg handelt.

Als Begründung dafür ist an erster Stelle darauf hinzuweisen, dass auch *Männer* kein Recht haben, die Priesterweihe für sich zu *fordern*. Diese kann im Gegenteil, ebenso wie die Bischofsweihe, nur Männern erteilt werden, die von der Kirche nach entsprechender Prüfung dazu *berufen* worden sind – ähnlich wie zur Zeit Jesu nur diejenigen Männer als Apostel oder als Jünger mit ihm zusammenarbeiten konnten, die er zur Erfüllung dieses Dienstes berufen hatte.

In der Kirche des Altertums ist diese Wahrheit besonders greifbar geworden im Vorgang der *Bischofswahlen*, durchgeführt durch die Geistlichen und die Gemeinschaft der Christen, die sich dazu in der Hauptkirche der jeweils betroffenen

Bischofsstadt versammelten. *Drei Männer*, die damals auf diese Weise gewählt wurden, sind bis heute weitgehend bekannt. Einmal der *hl. Ambrosius von Mailand* († 397). Er wohnte als hoher kaiserlicher Beamter in der genannten Stadt und war dort für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung verantwortlich. Religiös gesehen war er lediglich erst Taufbewerber. Als solcher erfuhr er eines Tages, dass nach dem Tod des dortigen Bischofs innerhalb der daraufhin einberufenen Wahlversammlung Unruhen ausgebrochen seien. Demzufolge begab er sich an den Ort des Geschehens, bestieg in der betreffenden Kirche die Kanzel und hielt als staatlicher Verantwortlicher eine Rede, in der er die Zuhörer zur Rückkehr zu Ruhe und Ordnung ermahnte. Er kam damit offenbar gut an, und plötzlich ertönte in der Versammlung der Ruf: „Ambrosius soll Bischof werden!“ Immer mehr Wähler schlossen sich diesem Votum an,

und so wurde die für das Wahlverfahren verlangte Einstimmigkeit erreicht. Ambrosius sagte Ja dazu, gab seine staatliche Karriere auf, erbat und erhielt vom Kaiser die Entlassung aus dem Staatsdienst. Mit Hilfe seiner geistlichen Lehrer beendete er seinen Katechumenatskurs und empfing, wie üblich, in einer einzigen Feier Taufe, Firmung und Erstkommunion; bald danach dann die Bischofsweihe.

An zweiter Stelle ist der *hl. Augustinus* zu nennen († 430). Dieser verdankte seine Bekehrung zum christlichen Glauben außer dem Gebet seiner Mutter, der *hl. Monika*, den Predigten des Ambrosius, die er sich zuerst nur anhörte, weil er sich dadurch für sich selbst Fortschritte in puncto Redekunst erhoffte. Der Ruf Gottes an ihn, sich zum Priester weihen zu lassen, ereilte ihn, als er als Laie in der Stadt Hippo (heute Bône, in Algerien) an der Sonntagsmesse teilnahm und der dortige Bischof

*Aeterna rerum conditor
Aurelius Ambrosius (339/40-397)
Die unvergänglichen Geschenke Christi, den Ruhm der Apostel, lasset uns in Siegesliedern und geziemenden Lobliedern fröhlichen Sinnes besingen. Sie sind der Kirche Fürsten, sie die siegreichen Führer im Kampfe, die Streiter des himmlischen Hofes und die wahren Leuchten der Welt. Der demütige Glaube der Heiligen, die unbesiegte Hoffnung der Gläubigen, die vollkommene Liebe zu Christus zertritt den Fürsten der Welt. In diesen triumphiert die Herrlichkeit des Vaters, in diesen der Sohn, in diesen der Wille des heiligen Geistes, der Himmel wird mit Freude erfüllt.*

Deutsch von Adalbert Schulte



in der Predigt darauf hinwies, dass er aus Altersgründen einen Priester brauche, der ihn bei der Ausübung seines seelsorglichen Dienstes unterstützen würde. Wie berichtet wird, haben daraufhin die versammelten Gläubigen den überraschten Gelehrten dazu bewegt, sich für diesen Dienst und damit für den Empfang der Priesterweihe zur Verfügung zu stellen. Nachdem der erwähnte Bischof verstorben war, wurde Augustinus von derselben Gemeinde zu ihrem Bischof gewählt und empfing seitens eines der Nachbarbischöfe die Bischofsweihe.

Das dritte und bekannteste Beispiel ist das des *hl. Martin von Tours* († 430). Er nahm im Jahr 371 als Laie an der Bischofswahl in der genannten Stadt teil. Als dabei unter den Personen, die als geeignete Kandidaten vorgeschlagen wurden, auch sein Name fiel, ergriff er die Flucht und versuchte, sich in einem nahegelegenen Gänsestall zu verstecken. Dessen Bewohnerinnen aber machten ihm, wie berichtet wird, durch ihr lautes Schnattern einen Strich durch die Rechnung. Reuig kehrte der Flüchtling

ge daraufhin zur Wahlversammlung zurück und war nunmehr bereit, im Konsens der Wählenden den Willen Gottes zu erkennen.

Leider ist die gemeinschaftliche Sicht des Amtes und der Erwählung zu dessen Übernahme in der Folgezeit zunehmend verlorengegangen und hat einer individualistischen Sicht Platz gemacht, aus der heraus es dann geheißen hat: Ich kann und will Priester werden, weil ich mich im Herzen von Gott dazu berufen fühle. Infolge dessen soll die Kirche (nunmehr verstanden als die kirchliche Hierarchie allein – und nicht mehr als die Gemeinschaft von Amtsträgern und Laien) mich als Kandidat annehmen und mir die Weihe erteilen. Nur aufgrund dieser Entwicklung und infolge mangelnder Kenntnis der vorhergehenden Tradition ist eine Forderung der Amtsweihe, wie die kfd sie äußert, überhaupt verständlich. Eine der genannten Tradition entsprechende Katechese für Kinder, Jugendliche und Erwachsene erweist sich von daher als notwendig.

Eine solche Katechese wird zudem die Frage nicht ausklammern

können, ob die *Nichterteilung* der Bischofsweihe und der Priesterweihe an Frauen lediglich ein kirchliches Gesetz oder aber eine Bestimmung göttlichen Rechtes ist, die ihrer Natur nach nicht aufgehoben werden kann.

Zugunsten letzterer Ansicht kann angeführt werden, dass Jesus einerseits einen guten Umgang mit Frauen pflegte, andererseits jedoch, soweit zu ersehen, keine Frau dazu beauftragt hat, Handlungen zu vollziehen, die eine Leitungsvollmacht der Kirche gegenüber voraussetzen.

Derartige Handlungen sind, sofern ich keine übersehen habe, insgesamt folgende:

1. Das tun, was er bei seiner letzten Feier des Ostermahles mit seinen Jüngern über den gewohnten Ritus hinaus getan hat. Am ausführlichsten berichtet darüber der Evangelist *Lukas* (22, 14-19): „Als die Stunde gekommen war, begab er sich *mit den Aposteln* zu Tisch ... Und er nahm Brot, sprach das Dankgebet, brach das Brot und reichte es ihnen mit den Worten: Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. *Tut dies zu meinem Gedächtnis!*“



Marta und Maria sind Sinnbilder der Tätigkeit und der Kontemplation zu verstehen, des aktiven Lebens und des Lebens im Gebet. Diese beiden Aspekte sollen im Leben eines Christen vertreten sein und dürfen nicht gegeneinander stehen, sondern sollen sich vielmehr ergänzen.

Benedikt XVI. am 10. Juli 2010: „Ohne Liebe verlieren auch die wichtigsten Tätigkeiten an Bedeutung und vermitteln keine Freude. Ohne einen tiefen Sinn wird unser ganzes Tun auf einen sterilen und ungeordneten Aktivismus reduziert. Und wer gibt uns die Liebe und die Wahrheit, wenn nicht Jesus Christus? Lernen wir also, Brüder und Schwestern, einander zu helfen, zusammenzuarbeiten, vor allem jedoch gemeinsam das Bessere zu wählen, das immer unser größtes Gut ist und sein wird.“

L.E.V.



„Jesus sagte zu ihr (Marta): Habe ich dir nicht gesagt: Wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen? ... Jesus sprach: Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast. Ich wusste, dass du mich immer erhörst; aber wegen der Menge, die um mich herumsteht, habe ich es gesagt, damit sie glauben, dass du mich gesandt hast ... Jesus sagte zu Ihnen: Löst ihm die Binden und lasst ihn weggehen! ... Viele der Juden kamen zum Glauben an ihn. – Jesus offenbart sich als der von Gott gesandte und mit göttlicher Vollmacht Ausgestattete und bezeugt seine Macht mit der Auferweckung des Lazarus. Er selbst wird noch vor dem Paschafest den Tod auf sich nehmen und am dritten Tag in Herrlichkeit aus dem Grab auferstehen und so den Tod überwinden.“

2. Die Vollmacht der Sündenvergebung ausüben. Diese Vollmacht wurde nach *Johannes*, am Abend des Auferstehungstages von Jesus seinen hinter verschlossenen Türen versammelten *Jüngern* (ohne Erwähnung von Jüngerinnen) mit den Worten übertragen: „Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem sind sie verweigert“ (Joh 20,22-23).

3. Die *weltweite Mission* in Angriff nehmen: Die *elf Jünger* (d.h. die Apostel außer dem durch seinen Verrat ausgeschiedenen Judas) gingen nach Galiläa auf den Berg, den Jesus ihnen genannt hatte ... Da trat er auf sie zu und sagte zu ihnen: „Geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe ...“ (Matthäus 28, 16-20). Gewiss haben im Lauf der Zeit Frauen immer wieder bei der Durchführung dieses Auftrags effizient mitgewirkt. Dennoch liegt die Leitung der Weltmission aufgrund des angeführten Jesuswortes für immer in den Händen des Bischofskollegiums, das an die Stelle der allesamt männlichen Apostel getreten ist.

Jesus und die Frauen

Jesus pflegte mit Frauen einen für seine Zeit auffallend freien und herzlichen Umgang. Wie zu Hause fühlte er sich als Gast in *Bethanien*, in der Nähe von Jerusalem, bei seinem Freund *Lazarus* und dessen beiden Schwestern *Marta* und *Maria*. Ausdrücklich heißt es dazu: „Jesus liebte Marta, ihre Schwester und Lazarus“ (Johannes 11, 5). Natürlich handelte es sich dabei nicht um die geschlechtliche Liebe, sondern um die Liebe der Freundschaft. Eine solche kann dementsprechend zwischen Männern und Frauen unter gewissen Bedingungen sittlich gut und gottgefällig sein.

Doch der Kontakt mit Frauen war für Jesus nicht auf gelegentliche Besuche bei Marta, Maria und Lazarus beschränkt. Vielmehr zogen auch Frauen mit ihm und den Aposteln mit, wenn sie auf Missionstour waren. Darüber berichtet Lukas (8, 1-3) Folgendes: „Er wanderte von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und verkündete das Evangelium vom Reich Gottes. Die Zwölf begleiteten ihn, außerdem einige Frauen ...: Maria Magdalena ..., Johanna, die Frau des Chuzas ..., Susanna und viele andere.“ Dann erwähnt der Evangelist auch, auf welche Weise die genannten Damen bei der Missionstätigkeit

Jesu und der Apostel mitgewirkt haben: „Sie unterstützten Jesus und die Jünger mit dem, was sie besaßen.“ Freundschaftsbeziehung demnach und finanzielle Unterstützung des missionarischen Wirkens der Männer seitens dieser Frauen – jedoch keine Spur davon, dass diese nun auch ihrerseits zu „Apostelinnen“ ernannt worden wären.

Bei der Kreuzigung Jesu wird ein einziger Jünger als anwesend erwähnt: „... der Jünger, den Jesus liebte“, womit offenbar der Evangelist selbst gemeint ist, der dies berichtet. Er hat da gestanden, so heißt es, zusammen mit der Mutter Jesu und deren Schwester, mit Maria, der Frau eines gewissen Klopas, und mit Maria Magdalena (Johannes 19, 25-27). Auch Matthäus (27, 55f), Markus (15, 40f) und Lukas (23, 49) berichten von Frauen, die beim Kreuz gestanden haben, Markus sogar von vielen Frauen. Keiner von den dreien erwähnt einen einzigen männlichen Jünger, der dabeigewesen wäre.

Wohl als Anerkennung und Belohnung dafür schenkte auch Jesus am Ostermorgen *seine erste Erscheinung Frauen*: Maria Magdalena (Markus 16, 9; Johannes 20, 11-18); Maria Magdalena und „die andere Maria“ (Matthäus 28, 1-9). Das waren offenbar ganz herzliche Begegnungen mit



Hl. Martin (316/7-397)

Benedikt XVI. am 11. Nov. 2007: „Der hl. Martin helfe uns zu verstehen, dass es nur durch gemeinsames Teilen möglich ist, auf die große Herausforderung unserer Zeit zu antworten: eine Welt des Friedens und der Gerechtigkeit zu errichten, in der ein jeder Mensch mit Würde leben kann. Dies kann geschehen, wenn ein weltweites Modell echter Solidarität vorherrscht, das in der Lage ist, allen Bewohnern des Planeten Nahrung, Wasser, notwendige medizinische Versorgung, aber auch Arbeit und Energieressourcen sowie kulturelle Güter, wissenschaftliches und technologisches Wissen sicherzustellen.“

c L.E.V



Benedikt XVI. am 30. Jan. 2008:

Der Mensch – dies betont Augustinus dann in De civitate Dei (XII,27) – ist aufgrund seiner Natur sozial, aber durch Schuld unsozial, und er ist von Christus gerettet, dem einzigen Mittler zwischen Gott und der Menschheit, der deshalb »der universale Weg der Freiheit und des Heiles ist«, wie mein Vorgänger Johannes Paul II. wiederholt hat (Augustinum Hipponensem, 21): Außerhalb dieses Weges, der dem Menschengeschlecht nie gefehlt hat – so Augustinus im selben Werk –, »ist keiner je befreit worden, wird keiner befreit und wird keiner befreit werden« (De civitate Dei, X,32,2). Als einziger Mittler des Heils ist Christus das Haupt der Kirche und mit ihr mystisch vereint...

ihnen als seinen besten Freundinnen; keiner von ihnen übertrug er dabei jedoch ein Amt. Vielmehr wurden sie von ihm für alles weitere an die männlichen Jünger verwiesen: „Geht und sagt meinen Brüdern, sie sollen nach Galiläa gehen ...“: so Matthäus 28, 10. Nach Markus 16, 9f hingegen sieht es so aus, dass Maria Magdalena (die hier als einzige erwähnt wird) gar keiner entsprechenden Aufforderung bedurft hat, sondern von sich aus auf die Idee gekommen ist, „es denen zu berichten, die mit ihm zusammen gewesen waren“.

Wie entschieden Jesus an seinen männlichen Mitarbeitern als den

Leitern seiner Kirche festhielt, wird am Beispiel des Petrus besonders deutlich. Dieser hatte beim Letzten Abendmahl noch zu ihm gesagt: „Herr, ich bin bereit, mit dir sogar ins Gefängnis und in den Tod zu gehen“ (Lukas 22, 33). Nur wenige Stunden später hat er dann, wie alle vier Evangelisten berichten, den Herrn in schändlicher Weise verleugnet. Das hat Jesus jedoch nicht davon abgehalten, sich ihm nach seiner Auferstehung bei seiner Erscheinung am See in Galiläa in besonderer Weise zuzuwenden, ihn nach seiner Liebe zu ihm, dem Herrn, zu fragen und ihm auf seine bejahende Antwort

hin seine oberste Hirtenvollmacht zu bestätigen (Joh 21, 15-17).

Angesichts der erwähnten Gegebenheiten innerhalb des Neuen Testaments und entsprechend der ständigen Lehre und Praxis der Kirche in Ost und West hat Papst Johannes Paul II. sich 1994 in seinem Apostolischen Schreiben „*Ordinatio Sacerdotalis*“ zu dieser Frage folgendermaßen geäußert: „Damit ... jeder Zweifel bezüglich dieser bedeutenden Angelegenheit beseitigt wird, erkläre ich kraft meines Amtes ..., dass die Kirche keine Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben.“

Einladung an Frauen zur Übernahme anderer Dienste und Ämter innerhalb der Kirche

Wenn demnach sehr wohl daran festzuhalten ist, dass Frauen die Priesterweihe nicht empfangen können, dann darf das dem oben Gesagten Entsprechende nicht nach einer Zurücksetzung aussehen. Vielmehr sollten Frauen noch mehr als bisher eingeladen werden, bei allen kirchlichen Tätigkeiten mitzuwirken, die keine Weihe erfordern, wie: Religionsunterricht in Grundschulen und Sekundarschulen; Professuren in Theologie und Kirchenrecht; pfarrliche Katechese; Katechese und religiöse Bildung für Jugendliche und Erwachsene innerhalb von Pfarreien, Bildungswerken, kirchlichen Vereinen und geistlichen Gemeinschaften; Leitung von Katechumenatsgruppen; Mitarbeit in der kirchlichen Verwaltung auf allen Ebenen, einschließlich der Generalvikariate und des Vatikans. Und zuletzt: Wäre es nicht auch denkbar, dass Frauen zu Botschafterinnen des Papstes bei Staatschefs und deren Regierungen ernannt würden – und parallel dazu auch männliche Laien zu dessen Botschaftern? Dass man dazu, wie die bisherigen Nuntien, die Bischofsweihe empfangen müsste, lässt sich weder aus der Bibel noch aus der kirchlichen Glaubensüberlieferung belegen. Bischöfe sollten stattdessen viel eher Seelsorger der ihnen anvertrauten Gläubigen sein. □

Der synodale Weg erinnert an die arianische Krise im 4. Jahrhundert

Beim „Synodalen Weg“ geht es letztendlich um den Versuch, Glaubensirrtümer mit ihrer entsprechenden sakramentalen und pastoralen Praxis, welche bereits jahrzehntlang das Leben der katholischen Kirche in Deutschland geistlich zersetzt haben, nun auch offiziell zu bestätigen.

In der Tat handelt es sich bei diesem Versuch einstweilen eher um Häresie als um Schisma. Häresie bedeutet nach dem kanonischen Recht „die nach Empfang der Taufe erfolgte beharrliche Leugnung einer kraft göttlichen und katholischen Glaubens zu glaubenden Wahrheit oder einen beharrlichen Zweifel an einer solchen Glaubenswahrheit“ und Schisma „die Verweigerung der Unterordnung unter den Papst oder der Gemeinschaft mit den diesem untergebenen Gliedern der Kirche“ (can. 751).

Im Falle der deutschen Bischöfe sind sie alle noch formell dem Papst unterworfen. Man muss allerdings festhalten, dass nicht alle deutschen Bischöfe den häretischen Inhalt des „Synodalen Weges“ unterstützen. Gott sei Dank gibt es einige deutsche Bischöfe, auch wenn es leider nur wenige sind, die offensichtlich häretische Lehren und Praktiken nicht akzeptieren werden. Das entscheidende Problem bei diesen tragischen Ereignissen ist die Tatsache, dass Papst Franziskus durch sein Schweigen jene deutschen Bischöfe und an erster Stelle Kardinal Reinhard Marx zu tolerieren scheint, die sich für häretische Lehren und Praktiken einsetzen, wie z. B. für den Segen homosexueller Paare, für die Zulassung von Menschen, die im Ehebruch leben, zur Heiligen Kommunion, für die Befürwortung der sakramentalen Weihe von Frauen. Der Brief, den Papst Franziskus an die deutsche katholische Kirche im Hinblick auf den „Synodalen Weg“ schrieb, war gut,

jedoch nicht konkret genug, und er steckte keine Grenzen ab um sicherzustellen, dass der „Synodale Weg“ einen echten katholischen Charakter haben würde, d.h. das, was immer, überall und von allen Katholiken geglaubt wurde. Bei der Erfüllung seiner ersten Aufgabe als oberster Lehrer des katholischen Glaubens, als oberster Beschützer der Integrität des katholischen Glaubens und als sichtbares Zentrum der Einheit, sollte Papst Franziskus notwendigerweise eingreifen und von allen Teilnehmern des „Synodalen Weges“ das Bekenntnis jener Wahrheiten und universalkirchlichen sakramentalen Praxis fordern, die durch das strategische und ideologische Programm des „Synodalen Weges“ in Frage gestellt werden. Der Papst hat die schwere Pflicht, die „Kleinen“, d. h. die einfachen Gläubigen und jene Priester und Bischöfe in Deutschland zu schützen, die an die Peripherie gestellt wurden und deren Stimme langsam erstickt wird durch die „Nomenklatura“ einer neuen ungläubigen und gnostischen Kaste sogenannter „wissenschaftlicher“ Theologen, kirchlicher Apparatschiks und jener Bischöfe, die sich der ideologischen Diktatur der Massenmedien und der Politik anpassten. Der Papst kann weder still noch passiv sein, wenn er im Falle des „Synodalen Weges“ beobachtet, wie „Wölfe“ die Herde plündern und Brandstifter das Haus in Brand stecken.

Der begonnene „Synodale Weg“ hat nun schon offen gezeigt, dass es eine Spaltung gibt zwischen denen, die noch den katholischen und apostolischen Glauben haben, und jenen, die einige wesentliche Inhalte dieses Glaubens ablehnen oder in Frage stellen. Es könnte dann die durchaus realistische Situation eintreten, dass Priester und Bischöfe in anderen Ländern mit jenen deutschen Bischö-



Athanasius (295-373) Rundschreiben an die Bischöfe Ägyptens und Libyens

Der Sinn der Menschen aber ist gar sehr zum Bösen geneigt. Auch unser Widersacher, der Teufel, beneidet uns um die so vielen uns zuteil gewordenen Güter und geht herum und sucht die Samenkörner des Wortes in uns zu rauben. Deshalb sagte also der Herr, indem er seine Lehren in uns als eigene Schätze durch die Vorhersagung besiegelte: „Sehet zu, dass euch Niemand irre führe! Denn viele werden in meinem Namen kommen und sagen: Ich bin es, und die Zeit ist herangerückt, und werden viele irre führen; folget ihnen also nicht nach!“

fen, die häretische Lehren vertreten, keine kirchliche Gemeinschaft halten können.

Die Verwirrung könnte dann noch durch den Umstand zunehmen, dass diese häretischen Bischöfe formell immer noch vom Papst anerkannt sein würden. Allerdings gab es dafür, wenn auch seltene, Präzedenzfälle in der Kirchengeschichte.

Einer der bekanntesten Präzedenzfälle für eine solche Situation war die arianische Krise im 4. Jahrhundert, in der der katholische Episkopat im Wesentlichen in drei Gruppen unterteilt war. Zunächst waren da die katholischen und rechtgläubigen Bischöfe, die eindeutig den vollständigen überlieferten Glauben an die Gottheit Jesu Christi bekannten, und sie waren die Minderheit mit dem Papst. Dann gab es die zweite Gruppe, die sich für zweideutige Formulierungen entschied, und sie waren die Mehrheit. Diese Bischöfe passten sich gewöhnlich aus politischer Korrektheit der herrschenden Meinung der politischen Macht an.

Die dritte Gruppe waren die radikalen und ungläubigen Arianer, allerdings waren sie auch eine Minderheit. Das Kriterium und die Garantie, wirklich katholisch zu sein, war die



Wie nach der Weisung des Herrn der heilige Petrus und die übrigen Apostel ein einziges Kollegium bilden, so sind in gleicher Weise der Papst als Nachfolger des Petrus und die Bischöfe als Nachfolger der Apostel untereinander verbunden. Can. 330



Papst Franziskus: „Der Priester ist Zeichen dieses Hauptes, das die Gnade vor allem im Feiern der Eucharistie ausgießt, die Quelle und Höhepunkt allen christlichen Lebens ist. Darin besteht seine große Amtsgewalt, die nur im Weihesakrament empfangen werden kann“... Auch andere Worte kann nur er sprechen: „Ich spreche dich los von deinen Sünden“. Denn die sakramentale Vergebung steht im Dienst einer würdigen Eucharistiefeier. Diese beiden Sakramente bilden die Mitte seiner exklusiven Identität.

Einheit mit dem Apostolischen Stuhl in Rom und mit der unveränderlichen und beständigen Überlieferung des katholischen Glaubens. Wenn der „Synodale Weg“ in Deutschland die sakramentale Weihe von Frauen, die Legitimität homosexueller Handlungen, den Segen homosexueller Paare, die Legitimität heterosexueller Handlungen außerhalb einer gültigen Ehe billigt, dann wird es sicherlich katholische Bischöfe und auch viele Priester und Laien geben – und solche wird es gewiss auch in Deutschland geben –, die das nicht akzeptieren werden und die dann nicht in voller Gemeinschaft mit jenen Bischöfen stehen könnten, die für solche Glaubensirrtümer eintreten.

Wenn der Papst solche häretischen Entscheidungen des „Synodalen Wegs“ nicht korrigieren wird, wird er ihnen de facto durch sein Schweigen zustimmen. Es wird dann die bizarre Situation eintreten, dass es einen Papst geben wird, der gleichzeitig häretische Bischöfe anerkennt und solche Bischöfe, die noch den wahren katholischen Glauben bewahren.

Eine solche Situation erlebte die Kirche bereits im 4. Jahrhundert, als Papst Liberius – wenn auch während einer kurzen Zeit – den hl. Athanasius, den Verfechter des katholischen Glaubens, exkommunizierte und gleichzeitig die Gemeinschaft mit den halbhäretischen Bischöfen des Ostens, den Semiarianern, aufnahm. Man kann

nur hoffen und beten, dass Gott uns in unseren Tagen vor solch einer katastrophalen Situation bewahren wird.

Wenn aber das passieren würde und der Papst nicht mit einem eindeutigen Bekenntnis zum katholischen Glauben und zur beständigen sakramentalen Praxis der Kirche intervenieren würde, dann würde die katholische Kirche in Deutschland das Erscheinungsbild und die Praxis der anglikanischen Gemeinschaft oder einer protestantischen Freikirche haben, die man als religiöses System nach Art von „McDonald“ oder eines À-la-carte-Restaurants bezeichnet könnte. Selbst wenn dies geschehen sollte, was Gott verhüte, wird es nur für eine verhältnismäßig kurze Zeit dauern. Die katholische Kirche ist nämlich göttlich, und ihre Natur ist Klarheit, Unveränderlichkeit und Festigkeit des Glaubens.

Sie ist in der Tat von Christus selbst auf dem Felsen erbaut und kann deswegen nicht einmal von einem häretischen und schismatischen „Synodalen Weg“ Deutschlands überwunden werden, auch dann nicht, wenn dieser „Weg“ eine stillschweigende Zustimmung des Papstes haben sollte.

Die gesamte katholische Kirche ist stärker und der katholische Glaube ist siegreich, da Maria, die Mutter der Kirche, alle Häresien auf der ganzen Welt besiegt hat. □

Mit freundlicher Druckerlaubnis von kath.net

Mit ganzem Herzen für Glauben und Kirche

Zum 200. Todestag des heiligen Klemens Maria Hofbauer

Es ist schon erstaunlich, welchen Lebensweg Gott für den jungen Bäcker aus Mähren ausgewählt hatte. Er sollte die Ordensgemeinschaft der Redemptoristen nördlich der Alpen bekannt machen und in der Donaumetropole Wien den katholischen Glauben erneuern. Gemeint ist der heilige Klemens Maria Hofbauer, der am 15. März vor 200 Jahren starb.

Geboren wurde er als Johannes Hofbauer am 26. Dezember 1751 in dem kleinen Ort Tasswitz (Tasovice), nahe der Grenze nach Niederösterreich. In Tasswitz betrieb die Familie eine kleine Landwirtschaft. Der Vater starb früh und Johannes musste schon als Kind viel auf dem Hof mitarbeiten. Doch hatte der eifrige Ministrant den Wunsch, Priester zu werden. Allerdings fehlte das Geld für das Theologiestudium. So erlernte er in der Kreisstadt Znaim das Bäckerhandwerk. Nach seiner Ausbildung übernahm er eine Stelle im Prämonstratenserstift Klosterbruck in der Nähe von Znaim. Dort durfte er nach einiger Zeit die Klosterschule besuchen. Daneben war er als Diener des Abtes tätig. Tag für Tag musste er ein großes Pensum bewältigen, aber er schaffte es. Es ist beeindruckend, mit welchem Eifer und Durchhaltevermögen Johannes Hofbauer sein Ziel verfolgte. Das sollte ihm auch später helfen, als er in der Seelsorge tätig war.

Trotzdem reichte der Abschluss der Klosterschule für Hofbauer nicht aus, um sich für das Theologiestudium zu qualifizieren. So ließ er sich als Einsiedler nieder, zuerst in Mähren, später in Tivoli bei Rom, wo er den Namen Klemens Maria annahm.

Ab dem Jahr 1779 besuchte Klemens Hofbauer einen Philosophiekurs in Wien. Erst finanzierte er seinen Lebensunterhalt dadurch, dass

er wieder als Bäcker arbeitete, doch dann machte er die Bekanntschaft dreier betuchter Schwestern, die ihm auch das Theologiestudium finanzierten. Allerdings fühlte er sich an der Universität nicht wohl: Das Studium war durchzogen vom Gedankengut der Aufklärung. Kaiser Joseph II., der in Wien herrschte, förderte diese philosophische Anschauung, die der katholischen Kirche skeptisch gegenüberstand. So musste sich Hofbauer Vorlesungen anhören, in denen der Zölibat, die kirchliche Ehelehre und das Bußsakrament auf das heftigste kritisiert wurden. Klemens Hofbauer aber war im Glauben und auch in der Liebe zur Kirche tief verwurzelt, und deshalb suchte er andere Kreise, die den Katholizismus verteidigten.

In dieser Zeit fand er auch seinen wohl wichtigsten Freund: Thaddäus Hübl, mit dem er später gemeinsam in den Redemptoristenorden eintrat. Die beiden hatten sich entschlossen, in Rom ihre Studien fortzusetzen und lernten dabei den Orden kennen. Es wird erzählt, dass Hofbauer und Hübl nach ihrer Ankunft in der Ewigen Stadt am nächsten Morgen die Kirche aufsuchen wollten, deren Geläut sie als erstes hörten – und das war eine Kirche, die von den Redemptoristen betreut wurde.

Hübl und Hofbauer fällten schnell eine Entscheidung: 1784 waren sie in Rom angekommen, bald darauf begannen sie das Noviziat und am 19. März 1785 legten sie ihre Gelübde ab. Die beiden jungen Theologen hatten im Orden einen tiefen Eindruck hinterlassen, sodass sie bereits zehn Tage später die Priesterweihe empfangen – mit einem großen Auftrag: Sie sollten den noch jungen Orden nördlich der Alpen bekannt machen und dort Niederlassungen gründen.



Der hl. Klemens Maria Hofbauer: Erneuerung des Glaubens durch mehr Liebe zu Christus und seiner Kirche.

Klemens Maria Hofbauer als Bäcker; Statue bei der Pfarrkirche von Tasswitz.



Ihr erster Bestimmungsort ist Warschau, wo sie die deutschsprachige Gemeinde St. Benno aufbauen – es wird eine blühende Pfarrei, so lange, bis im Jahr 1808 Napoleon einmarschiert und Hofbauer die Stadt verlassen muss. Es war bereits der zweite Schicksalsschlag für den unermüdlichen Priester. Bereits ein Jahr zuvor war Thaddäus Hübl an Typhus gestorben.

Hofbauer nimmt nun Wohnsitz in Wien. Und auch hier gelingt es ihm, das katholische Leben zu erneuern – so sehr, dass man ihn später den „Apostel Wiens“ nennen wird. Es ist erstaunlich: Hofbauer predigt einfach, er ist kein begnadeter Rhetoriker – und dennoch wird er von vielen Dichtern seiner Zeit verehrt; die einfachen Menschen mögen ihn sowieso, weil er ihre Sprache spricht. Doch auch Klemens von Brentano, Friedrich Schlegel und Joseph von Eichendorff stehen mit ihm in Kontakt. Es sind vor allem jene Frauen und Männer, die von dem rein rationalistischen Denken der Aufklärung abgestoßen sind, die ihn als Seelsorger schätzen. Hofbauer macht den Glauben zu einer Herzensangelegenheit und führt so die Menschen wieder zu Christus und seiner Kirche hin. Denn das rein rationale Denken jener Zeit lehnte vieles ab, was für den kirchlichen Glauben zentral ist – etwa die Herzensbindung an Gott durch den Zölibat oder die existentielle Begegnung mit Christus in den Sakramenten.

Das erinnert an die heutige Zeit, wo oftmals die Begegnung mit Gott von Herz zu Herz, etwa in der Eucharistischen Anbetung, sehr skeptisch beäugt wird – genauso wie die Wunderfähigkeit Jesu bis hin zur Auferstehung und Gottessohnschaft. Für die „ratio“ mag das unlogisch sein, darum kann es für viele Menschen unserer Zeit nicht sein. Ein Motto Hofbauers war: „Das Evangelium muss ganz neu verkündigt werden“ – und das bedeutete für ihn, die Botschaft Christi und die Begegnung mit ihm wieder zur Herzensangelegenheit zu machen. Eine Botschaft auch für unsere Gesellschaft, die eine Erneuerung und Vertiefung des Glaubens dringend nötig hat. Klemens Maria Hofbauer hat – so glaube ich – der Kirche in Deutschland heute einiges zu sagen. □

Information

- Alfons Zimmer ist als Pastoralreferent tätig in den beiden Bochumer Gefängnissen.
- Die Entdeckung des Schicksals und der Aufzeichnungen von Pfarrer Josef Reuland für Bochum waren Anstoß für die dortige späte Aufarbeitung des Themas der politischen Gefangenen im Strafvollzug während der NS-Diktatur.
- Homepages: www.getuigen.be/kruemme und www.mahnmal-trier.de/Personen/reuland.htm

Josef von Nazareth war für Pfarrer Josef Reuland aus Greimerath bei Trier mehr als der ihm zugefallene Namenspatron. Auf dem Weg durch die Zuchthäuser des Reiches war neben Christus der heilige Josef für Reuland der wichtigste Begleiter. Drei von sieben Jahren Haft wegen angeblich hetzerischer Aussagen über die Religionsfeindschaft der Nationalsozialisten hatte er schon hinter sich, als am Gründonnerstagabend 1945 bei herannahender Front das Bochumer Strafgefängnis evakuiert wurde. Reuland konnte der Marschkolonne nicht folgen und erhielt inmitten von Kriegstrümmern in Altenbochum nahe der Liebfrauenkirche vom Wachtmeister einen Genickschuss. „Das ist einer von den schwarzen Brüdern. Der muss fort. Ich befördere ihn zu Petrus. Gehen Sie und melden: Auf der Flucht erschossen.“, hatte dieser seinem Kollegen noch zugerufen.

Verblutend, sterbend lag Reuland in einem Bombentrichter. Er dachte und spürte und er hat es später aufgeschrieben: „Bei dem ganzen Vorgang war es mir so, als ob ich nicht alleine wäre. Ich fühlte die Nähe eines anderen. Und einmal schaute ich auf die Seite, um den anderen zu sehen. Ganz klar stand vor mir die Erkenntnis: Dein Schutzpatron, der hl. Josef ist bei dir.“ Die biblischen Jünglinge im Feuerofen fallen einem ein. Mitten in der Glut steht ihnen rettend ein Engel zur Seite. Für Josef Reuland war dieser Engel sein Namenspatron.

Reuland besuchte später noch einmal den Bochumer Schicksalsort. Sicher hat er in der Liebfrauenkirche den Josefsaltar entdeckt. Dargestellt ist der sterbende Josef, in seinem To-



deskampf begleitet von Christus und Maria. Im Todeskampf befand sich wenige Meter entfernt auch Reuland an jenem 29. März 1945. Aber er hatte noch nicht sterben sollen. Die Kugel verletzte Halswirbel und Rückenmark, jedoch nicht tödlich. Wieder war es der Gedanke an seinen Schutzpatron, der ihm Mut und bisher nicht gekannte Kraft gab. Gefühl kehrte in den Körper zurück und große Schmerzen. Er konnte sich aufraffen und mit Hilfe eines Jungen das benachbarte Vincentinerinnen-Altenheim erreichen. Dort – heute ist das Haus Pfarrbüro der Großpfarrei – erhielt er vom Ortspfarrer die Sterbesakramente. Dann wurde der bewusstlose Häftling wieder ins Strafgefängnis verbracht. Wie durch ein Wunder überlebte er.

„Gehet zu Josef!“, schreibt Reuland am Josefsfest 1946 und widmet diesem ein Jahr nach seiner Rettung in Dankbarkeit seine achtzigseitigen Aufzeichnungen. „In der schwersten Stunde meines Lebens, an jenem

Ein Heiliger prägt

Josef Reuland und Josef von Nazareth

Abend des Gründonnerstags, hat er mir so sichtbar zur Seite gestanden, dass ich darüber nicht schweigen kann. Am Oktavtag vom Schutzfest vom heiligen Josef wurde ich gegen alles Erwarten aus dem Gefängnis herausgeholt und ins St. Josefshospital in Bochum gebracht. An einem Josefsaltar konnte ich nach dreijähriger Unterbrechung, nach dreijähriger Haft, wieder die erste heilige Messe halten.“ 13 Jahre noch durfte Reuland als Priester im Bistum Trier wirken, wenn auch körperlich und psychisch angeschlagen.

Was ihn und den heiligen Josef von Nazareth verbindet, ist letztlich



jedoch mehr als diese mystische Erfahrung in schwerster Stunde, auch mehr als die erstaunliche zeitliche und lokale Brücke zu Josefsfesten und Josefsorten und mehr als das Vertrauen des Priesters Josef Reuland in die Fürbitte seines Schutzpatrons. Es sind vor allem zentrale Haltungen und zentrale Handlungen, die Josef

Reuland und dem heiligen Josef von Nazareth besonders in existentieller Bedrängnis gemeinsam sind. Josef färbt ab.

Wie Josef von Nazareth Leib und Leben des Kindes und Jugendlichen Jesus und dessen Mutter beschützte und behütete, so schützte und hütete Pfarrer Josef Reuland den Leib Christi. Erstens schützte und hütete er den mystischen Leib Christi, der seine Kirche ist. Reuland erkannte sofort, dass die von den Nationalsozialisten angestrebte Nationale Reichskirche nicht mehr die katholische Kirche apostolischer Ordnung gewesen



wäre. Seine Widerständigkeit führte zu seiner Verhaftung.

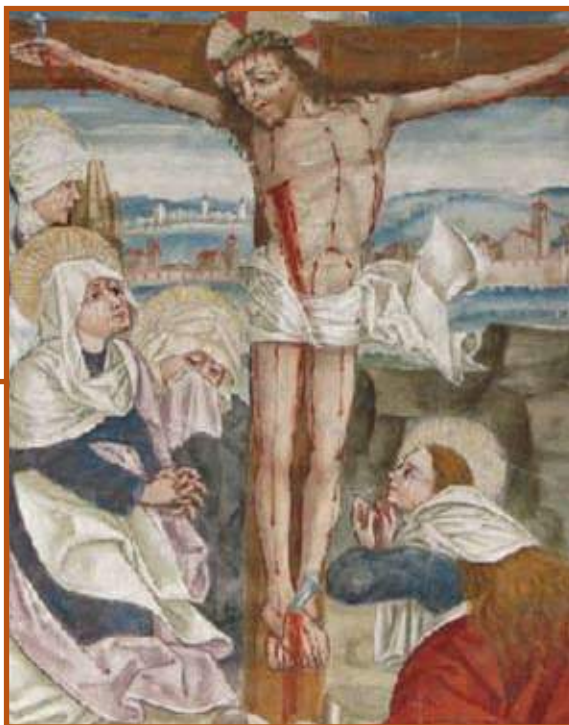
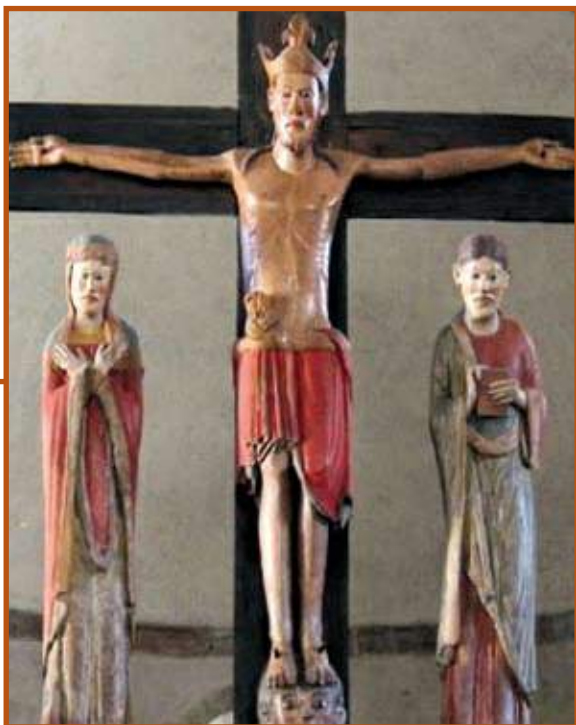
Zum zweiten schützte und hütete er wie einen Schatz den sakramentalen Leib Christi, den er in Haft nur sehr selten empfangen konnte. Im Zuchthaus Werl versteckte er zeitweise die heilige Hostie in einem Putzkästchen.

„Von ihm ging eine Kraft aus.“, zitiert er Lukas 6. Zelebrieren durfte er nie.

Drittens schützte und hütete er den Wortleib Christi, d.h. Christus in der heiligen Schrift, besonders den Psalmen und Evangelien, aber auch in den Gebeten der Kirche. Den Schott hatte man ihm als verbotenes Buch weggenommen. Aus erinnerten Psalmworten und Messtexten, aus gefundenen Schrifttexten fertigte er sich selber eine handgeschriebene Bibel. Jeder Satz sei ihm wie ein Edelstein vorgekommen, der umso mehr funkle, je länger man ihn betrachte. Vielleicht liegt dieses „Buch“ noch in Altenbochumer Erde. Beim erlittenen Genickschuss musste er es im Bombentrichter loslassen.

Nicht zuletzt schützte und hütete er den Christusleib im Menschenbruder, im leidenden Mitmenschen. „Du bist der erste, der mir in meinen vielen Zuchthausjahren als Mensch nahe gekommen ist. Von heute ab sind wir Brüder.“, sagte ein überzeugter Kommunist und Gottloser zu ihm im Zuchthaus Münster.

Im Dortmunder Gefängnis musste ihn einmal ein Mitgefangener vor den Beleidigungen der anderen in Schutz nehmen. Es werde die Zeit kommen, da man es ihm zur Ehre anrechnen wird, dass er im Zuchthaus war. Die Zeit ist gekommen, aber auch die Zeit, in der er und die Opfer der Opfer und die Kraftquellen der Verfolgten vergessen sind. Wer sich länger mit dem zurückhaltenden, aufmerksamen, nüchternen, standfesten Josef Reuland befasst, wird nicht mehr über den heiligen Josef sprechen können, ohne an den ehemaligen Pfarrer aus Greimerath zu denken. □



Georg Alois Oblinger:

Kreuze ohne Christus?

In der Fastenzeit schauen wir vermehrt hin auf das Kreuz Christi. In den letzten beiden Fastenwochen wird es dann verhüllt, um am Karfreitag in feierlicher Weise enthüllt und verehrt zu werden. Allerdings tun sich nicht nur der Kirche Fernstehende, sondern selbst Kirchenvertreter schwer mit dem Kreuz.

Vor Jahrzehnten schon machte die Bischöfin der Nordelbischen Kirche Maria Jepsen den Vorschlag, das Kreuz durch die Krippe zu ersetzen; dieses sei ein wesentlich positiveres Glaubenssymbol. Empfindsame Eltern forderten dann die Entfernung des Kreuzes aus den Kindergärten und Schulen, weil sie fürchteten, der Anblick eines toten Mannes könne dauerhafte psychische Schäden bei ihren Kindern hinterlassen. Auch als der Mel Gibson-Film „Die Passion“ in den deutschen Kinos lief, haben Vertreter der Kirche inclusive

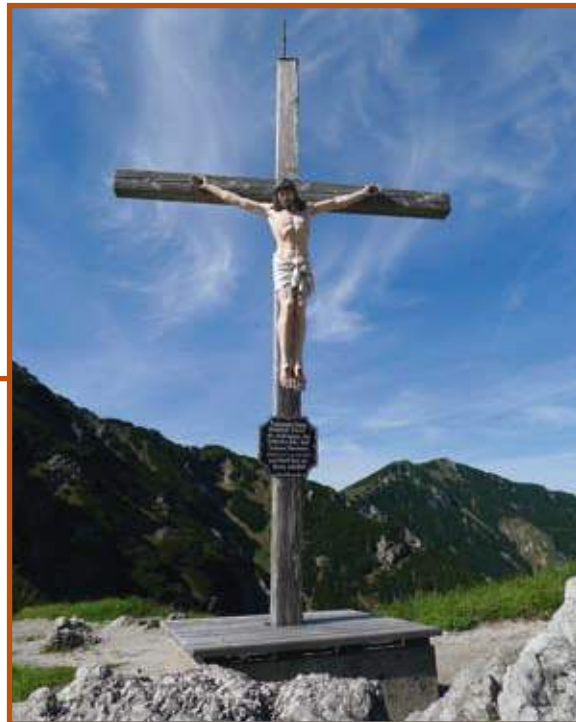
Bischofskonferenz-Vorsitzendem Kardinal Karl Lehmann abgeraten, den Film anzuschauen, da dieser zu grausam sei.

Gesundheit und Leidvermeidung um jeden Preis kennzeichnen die Mentalität im modernen Europa. Gerne verschließt der Mensch seine Augen vor dem Leid – vor dem eigenen wie vor dem anderer. Ist also der Anblick des Gekreuzigten dem Menschen von heute überhaupt noch zuzumuten? Die meisten Devotionalienläden haben längst auf die emotionale Lage in unserem Land reagiert. Man bietet farbenfrohe Kreuze mit den unterschiedlichsten Darstellungen an: Sonne, Blumenwiese, spielende Kinder oder Regenbogen. Oftmals kommt ein ergänzender Schriftzug hinzu wie „Gott ist Freude“, „Ich bin bei dir“ oder die unvermeidlichen irischen Segenssprüche. Kurz: Heute kann man auf einem Kreuz alles Mögliche sehen, nur immer seltener

den Gekreuzigten. Schon seit längerem ist dieser Trend zu beobachten und er hält weiter an. Als Kommunion-Andenken werden lebensfrohe Darstellungen bevorzugt.

Die Spaßkultur hat auch in der Kirche Einzug gehalten. Gott darf nur noch freundlich und gutmütig sein. Er wurde vielerorts degeneriert zum fröhlichen Lebensbegleiter, der aber den Menschen in keiner Weise fordern oder ihm Lasten auflegen darf. Vom Leiden, erst recht vom stellvertretenden Sühneleiden Christi wird nicht mehr gesprochen. Denn ein Reden vom Opfertod Christi hätte ja unweigerlich auch ein Reden von der menschlichen Sünde und deren Ausmaß zur Folge.

Derselbe Trend lässt sich in den verschiedensten Lebensbereichen beobachten. Viele Gräber werden heute nicht mehr von einem gekreuzigten Christus geziert, sondern bestenfalls



noch von einem Kreuz ohne Corpus, solange dieses noch nicht durch symbolische oder bildliche Darstellungen aller Art ersetzt wurde. Hier erfreuen sich vor allem Engelsdarstellungen besonderer Beliebtheit. Nicht selten hat esoterisches Gedankengut hier längst schon seinen Ausdruck gefunden.

Immer seltener trifft man auf Wegkreuze, die früher insbesondere ländliche Gegenden prägten. Sogar die Messgewänder haben ihr Aussehen verändert. War auf klassischen Gewändern das Kreuz die beliebteste Darstellung, so ist es auf modernen Gewändern in der Regel gar nicht mehr anzutreffen. Da auch hier die Nachfrage das Angebot bestimmt, liegt nahe, dass sich selbst Priester schwer tun mit dem Gekreuzigten.

Jede Zeit hat ihre Frömmigkeitsform und ihre eigene Darstellung des Kruzifixes. In der Romanik zeigte der Herr am Kreuz kaum Spuren seines Leidens. Schon am Kreuz wurde er als Sieger dargestellt, der alles Leid überwunden hat. Dadurch wurde der christliche Glaube an die Auferstehung unterstrichen, wodurch man sich von den anderen Religionen abgrenzte. Die Künstler der Barockzeit haben dann, als das ganze Abendland längst christlich war, eine detailgetreue Abbildung eines Gekreuzigten

versucht, haben Christus als einen geschundenen Menschen dargestellt, der ganz und gar entstellt war. Der Betrachter konnte angesichts des eigenen Leids sich getröstet wissen im Gedanken, dass seinem Herrn und Gott kein Leid fremd war und er es sogar freiwillig auf sich genommen hat. Als in Europa die Pest wütete, gab es sogar Darstellungen des Gekreuzigten mit Pestbeulen. Hier wird besonders deutlich: Das Kreuz ist die Antwort auf die Probleme und Fragen der Menschen.

Heute sehnt sich eine lau gewordene Gesellschaft nach einer „weichen Spiritualität“. Sie bestärkt sich selbst in ihrer Jenseitsvergessenheit, indem sie von Gott nur noch einen Beistand im Diesseits erwartet. Deutliche Glaubensaussagen flieht sie und ist schnell bereit, diese mit der Totschlagvokabel „fundamentalistisch“ beiseite zu schieben. Die Softie-Gesellschaft braucht eine Softie-Religion, eine Religion die alles Unangenehme ausblendet, folglich auch das Thema Leid. Doch ein inhaltlich entleerter Glaube wird schnell zum spirituell gefärbten Humanismus, zum anspruchslosen Schönwettergerede, das seine Kraft verloren hat. „Wenn aber das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr.“ (Mt 5,13)

Die Religion wird nur dann für den Menschen zur Lebenshilfe, wenn sie den brisanten Fragen nicht ausweicht, sondern sie aufgreift und mit der Botschaft des Glaubens konfrontiert. Das Leiden des Menschen muss ernst genommen werden und ebenso das Leiden Christi. Auf die Frage nach dem Sinn des menschlichen Leidens gibt es nämlich keine Erklärung, nur ein Schauen auf den, der freiwillig unser Leiden geteilt hat.

Doch am Kreuz Christi schieden sich die Geister zu allen Zeiten. Schon der heilige Paulus sagt, es sei für die einen „ein empörendes Ärgernis“, für jene, die glauben, aber „Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1Kor 20,23). Gerade ein solches Marterwerkzeug wie das Kreuz verwandelt Gott durch den Opfertod seines Sohnes zum Symbol des Heils. Es ist der Gekreuzigte, der die Erlösung bringt. Ohne den angenagelten Christus fehlt die entscheidende Botschaft. Das ist die Botschaft jedes Kruzifixes: Den denkbar grausamsten Tod hat der Gott und Mensch Jesus Christus auf sich genommen. Kein menschliches Leid ist ihm daher fremd, kein Elend und keine Gottverlassenheit, die er nicht ausgehalten, keine Sündenschuld, die er nicht auf sich geladen und getragen hat. Der gekreuzigte Christus gibt auch dem leidenden Menschen von heute seine Würde wieder. □

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Birgitta von Schweden – eine Frau für unsere Zeit

Sie lebt im 14. Jahrhundert, aber sie könnte eine Frau von heute sein. Sie ist Gründerin des Erlöserordens, aber auch Mutter. Sie hat Freude an schönen Kleidern, ist aber auch asketische Büsserin. Sie ist Mystikerin und beherzt handelnde Realistin, eine Reformerin ihrer Kirche. Sie hat sie geliebt.

Fast wäre sie als ungeborenes Kind gestorben als ihre Mutter beinahe ertrinkt, doch Ingeborg Bengtsdotter wird gerettet und bringt um 1303 in Finsta bei Uppsala ihre Tochter Birgitta zur Welt. Deren Vater, Birger Persson, ist einer der reichsten Grundbesitzer Schwedens, Vorsitzender Richter in Uppland und Mitglied des königlichen Reichsrates.

Birgitta fühlt sich zum Klosterleben hingezogen. Doch sie wird mit 13 Jahren – damals nicht unüblich – mit dem 18jährigen Ulf Gudmarsson verheiratet. Die beiden führen eine glückliche Ehe, haben acht Kinder, vier Jungen und vier Mädchen. Zwei der Söhne sterben jung, Ingeborg wird Zisterzienserin und stirbt mit achtzehn Jahren, Cäcilia wird Dominikanerin.

Birgitta, Hausfrau und Mutter, kümmert sich um Frauen, die aus der Gesellschaft ausgeschlossen sind. Sie ist aber auch Oberhofmeisterin der jungen Ehefrau von König Magnus. Später versucht sie vergeblich, ihn von einem Krieg gegen Russland abzuhalten, den er verliert, und kritisiert ihn scharf wegen seiner homosexuellen Verbindung zu einem schwedischen Aristokraten.

Zur Feier ihrer Silbernen Hochzeit pilgern Birgitta und Ulf nach Santiago de Compostela. Ulf wird auf dem Rückweg krank, erholt sich wohl

auch dank ihrer Gebete, tritt in das Zisterzienserkloster in Alvastra ein. Als ihr Mann 1344 stirbt – er wird in Schweden als Seliger verehrt – bleibt sie dort zwei Jahre als Reklusin (*in Zurückgezogenheit, Red.*). In einer Vision wird ihr gesagt, sie solle ein Kloster gründen. Der König hat ihr das Gut Vadstena überlassen. Es wird Ausgangspunkt für den Ordo Sanctissimi Salvatoris, OS-Salv, und das Kloster – ein Doppelkloster für Männer und Frauen, räumlich streng getrennt, aber unter Leitung einer Äbtissin.

Unterwegs nach Santiago hatten die Pilger die ersten schrecklichen Folgen des Hundertjährigen Krieges gesehen. 1348 versucht Birgitta Frieden zwischen England und Frankreich zu stiften; und sie versucht, Papst Clemens VI. zur Rückkehr aus Avignon zu bewegen.

Eine erneute Offenbarung trägt ihr auf, sich nach Rom zu begeben. Sie macht mit ihrem Gefolge die Wallfahrt zu den sieben Pilgerkirchen, nimmt am Heiligen Jahr 1350 teil und hofft – lange vergeblich – darauf, dass ihre Ordensregel anerkannt werde.

Ihr Haus an der Piazza Farnese ist heute Mutterhaus der Birgittinnen. Birgittas Tochter Katharina – auch sie heiliggesprochen – kommt nach Rom. Die Frauen und ihre Gemeinschaft kümmern sich um Arme und Obdachlose und wie in Schweden um Prostituierte, denen sie einen Neuanfang zu vermitteln suchen.

In Rom herrschen bürgerkriegsähnliche Zustände. Kirchen sind zerfallen, der Klerus ist in moralisch

schrecklichem Zustand. Ein Bischof meint, es sei vielleicht besser den Zölibat aufzugeben. Birgitta erhebt wie eine Prophetin des Alten Testaments ihre Stimme dagegen – wortgewaltig, scharf und erfolgreich.



Mit ihren Kindern Katharina, Karl und Birger pilgert sie 69jährig nach Jerusalem. Bald danach, am 23. Juli 1373, stirbt sie in Rom. Katharina lässt den Leichnam nach Vadstena überführen. In Danzig wird er aufgebahrt, wo heute die Birgittenkirche steht. Sie liegt nahe der Danziger Werft und Birgitta wird Schutzpatronin der Solidarnosc.

Johannes Paul II. ernennt sie mit Katharina von Siena und Edith Stein zur Patronin Europas. Auch weil sich Birgitta „nicht nur diejenigen nahe fühlen, die die Berufung zu einem besonderen geistlichen Stand haben, sondern auch jene, die als Laien ihren gewöhnlichen Tätigkeiten in der Welt nachgehen und denen vor allem die hohe und verpflichtende Berufung zukommt, eine christliche Familie zu bilden“.

Grande Dame der Kinderseele

Ein Geburtstagsbillet für Christa Meves zum 95.

Vor 15 Jahren, zum 80. Geburtstag von Christa Meves, schrieb diese Zeitschrift: Meves ist eine Hymne wert. Heute muss man sagen, sie ist zwei Hymnen wert, mindestens. Denn auch in diesen 15 Jahren zwischen ihrem 80. und jetzt dem 95. Geburtstag am 4. März war sie viel unterwegs, hielt Vorträge, schrieb und aktualisierte Bücher. Rund 110 Bücher sind es in 14 Sprachen mit einer Gesamtauflage von mehr als sechs Millionen Exemplaren. Immer noch hält sie Vorträge, nicht mehr mit derselben Frequenz wie vor zwei, drei Jahrzehnten, aber man kann sagen: Sie hat sich ein halbes Jahrhundert im gesamten Bundesgebiet für die Belange der Kinder und Familien eingesetzt – und tut das heute noch immer. Sie ist die Grande Dame der Kinderseele, der Fels und Rückhalt unzähliger Familien.

Das politisch-mediale Establishment, das in Deutschland in diesen Jahrzehnten immer weiter nach links gerückt ist und Ehe und Familie politisch weitgehend relativiert und entkernt hat, hatte früher noch diese Arbeit und dieses Engagement anerkannt. Seit der Merkel-Ära allerdings ist es schwierig geworden, namhafte Politiker zu finden, die ihren Einsatz öffentlich würdigen würden. Aber sie hat es auch nicht nötig. Die Liste ihrer Ehrungen und Preise ist lang. Ein Auszug:

- Wilhelm Bölsche Medaille
- Prix Amade
- Goldmedaille des Herder-Verlags
- Niedersächsischer Verdienstorden
- Konrad-Adenauer-Preis der Deutschlandstiftung
- Sonnenscheinmedaille der Aktion Sorgenkind
- Medal of Merit
- Bundesverdienstkreuz erster Klasse

- Preis der Stiftung Abendländische Besinnung
- Preis für Wissenschaftliche Publizistik
- „Goldene Rosine“ des Vereins „Bürger Fragen Journalisten“
- Ehrenmedaille des Bistums Hildesheim
- Deutscher Schulbuchpreis
- Großes Verdienstkreuz des Niedersächsischen Verdienstordens
- Komtur mit Stern des Ordens des Heiligen Papstes Gregor des Großen
- Preis der Stiftung „Ja zum Leben“

Worin bestand der Grund all dieser Auszeichnungen? Sie hat gesellschaftliche Fehlentwicklungen früh erkannt und unablässig davor gewarnt. Wie ein Kopernikus der Pädagogik sah sie in ihrem „Fernrohr“, der Praxis als Kinderpsychotherapeutin, dass die einseitigen Theorien der 68er oder auch einiger Wissenschaftssparten der Kinderseele nicht gerecht wurden. Einer ihrer Mitstreiter, der Zoologe Joachim Illies, beschrieb das einmal so: „Während bei Sigmund Freud ein Heilverfahren zur Anthropologie aufgebläht wird und bei C.G. Jung sich jede Mythologie zuletzt im Subjektiven auflöst, entwickelt Christa Meves



aus verschiedenen Quellen – vor allem in ständiger, eigener Beobachtung und therapeutischer Kontrolle – ein neues Konzept, in das die Ergebnisse der Genetik, der Verhaltensforschung, der Umweltforschung und Entwicklungspsychologie, der Pädagogik von Montessori bis Flitner, der Biologie von Portmann bis Spitz, der Philosophie von Scheler bis Gehlen und der Tiefenpsychologie von Freud bis Jung in einem Maße Eingang finden, wie sie sich als wirksam und heilend erweisen.“

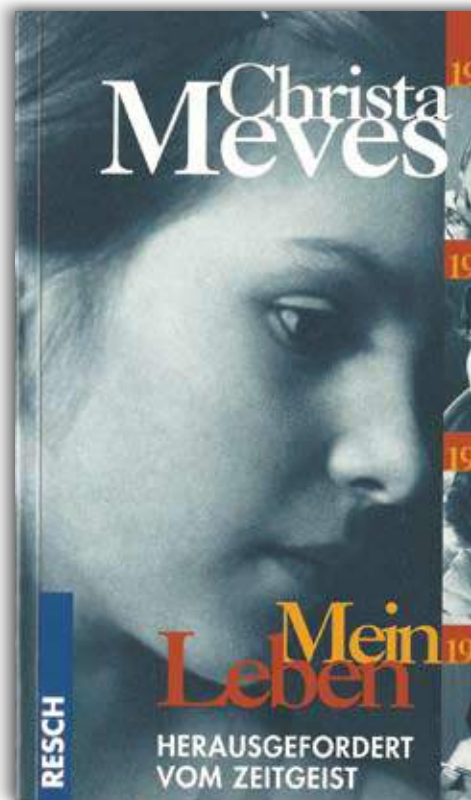
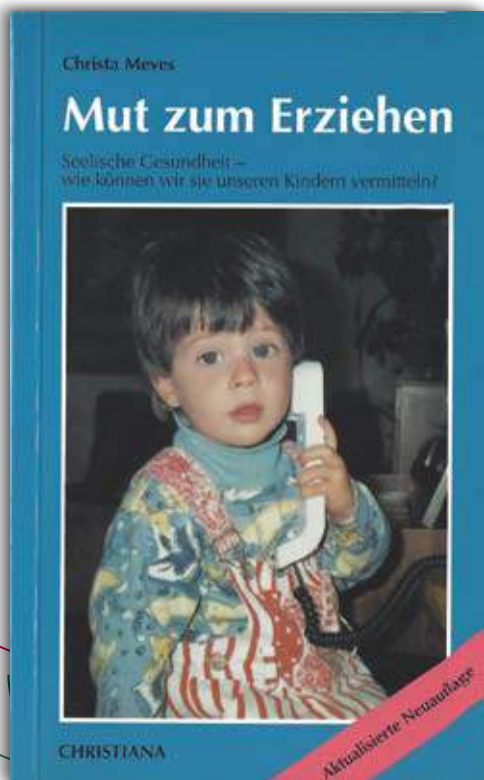
Als ihre ersten Warnrufe verhallten, machte sie sich auf, verließ ihr geliebtes Uelzen, in das sie freilich immer wieder zurückkehrte, und hielt Vorträge. Zu wieviel Menschen mag sie gesprochen haben? Niemand weiß es. Es müssen mit den Jahren Millionen gewesen sein. Immer wieder prangerte sie die Denaturierung des Menschen, die vielen neurotischen Depressionen und die kommende Katastrophe für die Gesellschaft an. „Sie kamen zu mir in die Praxis. Damals in den frühen sechziger Jahren waren die Kernneurosen noch nicht so häufig, aber es wurden von Jahr zu Jahr mehr. Ich sah die zerstörten Familien hinter diesen Kindern, so oft die glei-

chen Ursachen, die gleiche Anamnese gebrochener Seelen. Ich sah die vielen kleinen Metastasen in unserer Gesellschaft, es war unausweichlich, ich musste all diese Erfahrungen hochrechnen auf die gesellschaftliche Entwicklung.“ Sie fing an mit Vorträgen in der Volkshochschule von Uelzen (geboren und aufgewachsen ist sie im holsteinischen Neumünster), sie trug die seelischen Notschreie und Hilferufe der Kinder weiter, immer weiter. 1969 erschien ihr erstes Buch: Die Schulnöte unserer Kinder. Heute füllen ihre Bücher eine kleine pädagogische Bibliothek, dazu ungezählte Aufsätze, Kolumnen. Es gibt kaum eine Stadt zwischen Flensburg und Konstanz, in die sie nicht zu einem Vortrag eingeladen war. Die Säle waren immer voll, meist überfüllt, sie sprach vor tausenden und vor ganz unterschiedlichem Publikum – Unternehmer und Gewerkschafter, Pfarreien, Professoren, Familienverbände. Ihre Arbeiten wurden übersetzt in mehr als ein Dutzend Sprachen, sogar ins Japanische.

Es konnte nicht ausbleiben, dass das Imperium des Zeitgeistes zurückschlag gegen diese unermüdliche Rebellin. Die Angriffe waren fachlicher

und persönlicher Natur, in beiden Bereichen unbegründet. Wer die Hetze des öffentlichen Prangers und die subtileren Methoden der Ideologen kennt, kann sich ausmalen, wie Christa Meves im Pulverdampf auf dem Schlachtfeld oder plötzlich von Heckenschützen beschossen wurde. Sie ist trotz der Diffamierungs- und Desinformationskampagnen eine kraftvolle und eine kraftpendende Stimme im Geistes- und Erziehungsdiskurs der Deutschen geblieben. Ihren Gegnern – meist feministische Ideologen – war jedes Mittel der Rufschädigung recht, eben auch die Desinformation. Sie weiß dazu eine Anekdote zu erzählen, über die sie noch heute schmunzelt. „Eines der frühen Gerüchte, die meinen Ruf ruinieren sollten, hieß, ich wolle mich von meinem Mann scheiden lassen. Vor einem Vortrag kam eine Frau empört auf mich zu und rief: ‚Die Autorin des Ehe-Alphabets geschieden, pfui!‘ Ich musste darüber lachen und sagte ihr die Wahrheit. Sie jedoch meinte: ‚Ich weiß das aber aus ganz sicherer Quelle.‘“ Es ist, um im Einstein-Jahr mit dem großen Kollegen aus der anderen Wissenschaftssparte zu sprechen, eben „leichter, Atomkerne zu zertrümmern als Vorurteile zu widerlegen.“

Mehr als hundert Bücher in 14 Sprachen und einer Gesamtauflage von mehr als sechs Millionen Exemplare: Christa Meves ist auch eine heimliche Medienmacht, gewachsen über die Jahrzehnte dank eines treuen und dankbaren Publikums.



Christa Meves hat ihre Vortragstätigkeit in den neunziger Jahren etwas eingeschränkt – einschränken müssen, sagt sie, aber sie tat es aus freiem Willen. Die Begründung: „Ich musste doch bei Harald bleiben.“ Ihr Mann, der Augenarzt Harald Meves hatte einen Schlaganfall erlitten. „Er kann nicht mehr sprechen“, sagte sie einmal dem Schreiber dieses Geburtstagsbillets am Telefon, „und ich bin doch die einzige, die ihn ohne Worte versteht.“ Also blieb sie auch physisch an seiner Seite, ein paar Jahre. Dann erholte er sich wieder. Danach war sie wieder unterwegs, unermüdetlich, unerschrocken. Sie säte weiter auf dem hart gewordenen Acker der deutschen Seelenlandschaft und immer hatte sie ein passendes, oft tröstliches Wort für jeden parat. Noch heute ist ihr ein Publizist, der damals viel Kummer im Herzen trug, dankbar für den einfachen, aber aus ihrem Mund so glaubwürdigen Satz: „Ich kenne keine Eltern, die keine Fehler machen.“ Und Eltern, auch gute, kannte sie sehr viele.

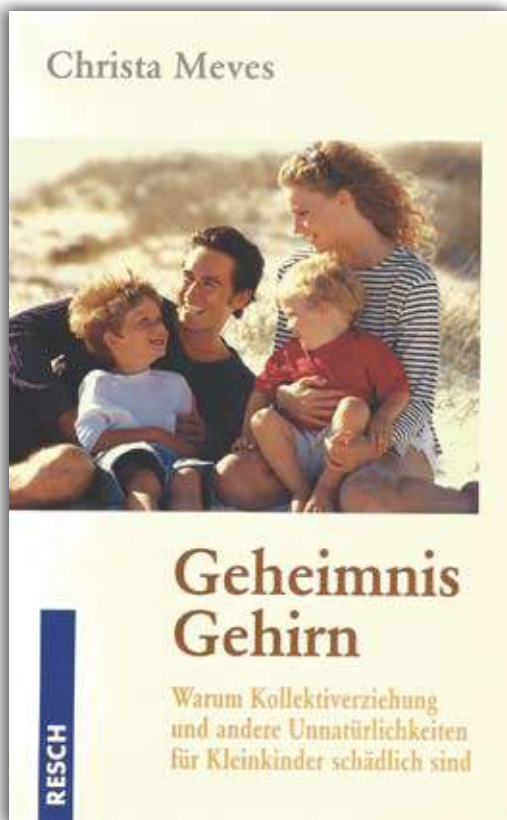
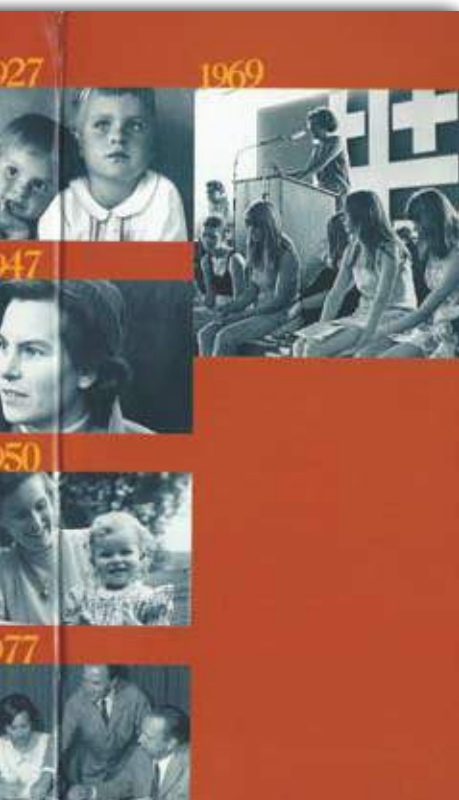
Harald Meves starb, als sie 78 war. Sie hat ihn bis zum Ende gepflegt, auch ist darin ein Vorbild der Menschlichkeit. Die „vorläufige Trennung“,

wie sie sagt, hatte sie erschüttert, nicht gebrochen. Wieder zog sie durch die Lande, und das mit noch mehr Glaubwürdigkeit. Denn in den neunziger und nuller Jahren sickerten die Erkenntnisse von der Hirnforschung von den Universitäten durch bis in die Öffentlichkeit – und diese Erkenntnisse bestätigten ihre Botschaft von immer, sie passten nahtlos in ihre Antriebslehre. Hinzu kamen die Ergebnisse der Bindungsforschung. Auch sie eine Bestätigung der Arbeit von Christa Meves. In einem Buch, einem krönenden Spätwerk, hat sie diese Forschungen in ihre Lehre eingeordnet. Es heißt: „Geheimnis Gehirn – warum Kollektiverziehung und andere Unnatürlichkeiten für Kleinkinder schädlich sind“ (Resch-Verlag, Gräfelfing, www.resch-verlag.com).

Christa Meves wird nun, am vierten März, 95 Jahre alt und war schon so lange weise. Ihre Stimme wird weiterhin gebraucht und gotteseidank ist sie auch weiter sehr rege und unternehmungslustig. Mit ihrem aus 8000 Familien und Freunden bestehenden Kreis, der sich seit 1995 als Verein „Verantwortung für die Familie e.V.“ konstituiert hat, sammelt sie Mitstreiter. Der Verein gibt seit Jahren einen

„Newsletter für Familienfragen“ heraus, in dem neueste Forschungsergebnisse dargestellt werden und sie selbst schreibt immer noch „ihren“ Brief an den Kreis der Meves-Leser (meves-aktuell@christa-meves.eu). Darin teilt sie ihre Gedanken und Erlebnisse mit, im neuesten Brief über die Renaissance der Großelternschaft, die sie neuerdings erspürt und was ihr bei all den desaströsen Entwicklungen in der familienfeindlichen Gesellschaft hierzulande sichtlich Hoffnung schenkt (siehe Kasten),

Christa Meves gehört zu den großen Zeitzeugen des letzten Jahrhunderts. Es ist noch zu früh, einen Nachruf zu schreiben. Sie selbst hat keine Angst vor dem Tod. Vielleicht freut sich die vor fünfunddreißig Jahren zum katholischen Glauben konvertierte Lebensbegleiterin auch auf die Begegnung mit Gott, mit der Mutter Maria, mit der heiligen Familie. Schon möglich, dass sie dann auch Fragen stellt über das Geheimnis von Ehe und Familie, dem „Meisterwerk Gottes“ (Papst Franziskus). Denn das hat sie nie aufgegeben und wird es auch die nächsten Jahre nicht tun: Dieses Geheimnis zu ergründen, um den Menschen zu helfen. □





Die Renaissance der Großeltern

Eine schon fast eingegangene, einst so fruchtbare Pflanze im Garten Eden ist zu neuem Leben erwacht und wächst nun im neuen Jahr neuem Leben entgegen. In symbolischer Darstellung ist damit von mir eine erstaunliche Neuheit gemeint: die Wiederbelebung der Wertschätzung einer schon fast verdursteten Randgruppe in den westlichen Gesellschaften: der Großelternschaft.

In der aufsprießenden Nachkriegsbevölkerung hierzulande war zunächst vor allem lange Zeit die Großmutter meist noch ein zwingend notwendiger Ersatz für die in großer Zahl gefallenen Väter gewesen. Aber nachdem im zerstörten Deutschland die schlimmsten Notstände erst einmal überwunden waren, inszenierten die vaterlos aufgewachsenen jungen Söhne und Töchter eine wilde Revolte gegen das Bürgertum. Sie proklamierten, dass nun die bürgerliche Familie und überhaupt alles Tradierte zu verschwinden hätte. So etwas wie Großelternschaft z. B. sei mit Stumpf und Stiel auszurotten und das Ziel anzupeilen, in der Gesellschaft eine von ihnen allein diktierte Veränderung zu vollziehen. Abgeschaffte Großeltern – stattdessen also Selbstverwirklichung, statt familiärem Zusammenhalt antiautoritäre Szenerie. Wenn auch selten so drastisch, trat dieser Ungeist für die nächsten 40 Jahre voll auf die Mainstream-Bühne der Gesellschaft.

Aber nun, mächtig hervorgekehrt bereits 2019 durch ein Papstwort, trat die Großelternschaft wieder auf den Plan – wie durch ein Wunder. Die bisher geltende Ideologie lässt sich als Richtung in den Verhaltensweisen der Bevölkerung offenbar nicht mehr halten. Das bekunden nun sogar mehrere Meinungsumfragen: In hohen Prozentsätzen gehört bei jungen Menschen, besonders bei denen zwischen 20 und 30, eine Familie – und damit gemeint ist ein zusammenhaltender Clan – hauptsächlich zu ihrer Lebensplanung! Und das erweist sich keineswegs als eine Falschmeldung. Trotz oder gerade wegen all des Auseinanderdriftens in den vergangenen Jahrzehnten steht die Pflege familiärer Gemeinschaft neu in den dominanten Bemühungen der jungen Paare. So berichtete mir jetzt die Großmutter eines jung verlobten Enkels, dass die in beiden Familien hochbetagten verwitweten Großmütter, obgleich sie ziemlich weit entfernt wohnten, häufig an den Wochenenden von dem verlobten Paar besucht würden, um auch den alten, verdienten Personen der Familien auf diese Weise aktiv

Wertschätzung und Dankbarkeit zu beweisen. Und auch wenn sie erst eine Familie wären, würden sie das fortführen, um ihren Kindern auf diese Weise den hohen Wert einer lebendigen Beziehung zwischen Großeltern und Enkeln zu vermitteln. Ein anderer, ein 15-Jähriger, erzählte mir, dass er seine Großeltern neu entdeckt hätte. Vor allem der Großvater sei ein hoch interessanter Mensch, mit dem sich viel anfangen ließe, der ihm so viele alte Geschichten erzähle!

Großelternschaft kommt neu in Schwung! Was dürfen wir daraus schließen und hoffen? Gehört so etwas wie ein gesunder Clan in Gottes Schöpfungsplan? Ist es deshalb förderlich, da heute die Familienbildung in späteren Jahren stattfindet als früher, dass es immer häufiger Großeltern gibt, die bereits in Rente gegangen sind und Zeit haben? Für mich als Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin ist es geradezu befreiend, sich vorzustellen, dass hier gegen all die ideologischen Verführungen neu Kultivierung aufbricht. Denn längst hat sich doch uns Fachleuten gezeigt, dass diese eine Voraussetzung in der liebevollen dualen Beziehung hat. Die Wahrheit ist: Die Menschheit ist eigentlich auf ein Lieben in nahen Gemeinschaften gestrickt, und dazu ist die Familie das Urmodell des Schöpfers. Aber das lässt sich nur neu begreifen, wenn wir bei unseren Entscheidungen hinauffragen zu sinnvollen, zu befriedigenden Tätigkeiten, die den Begabungen entsprechen. Mit beglückender Zuwendung entdecken die Großeltern nun neu bei erfreulichen Enkel-Besuchen: Plötzlich kommen sie bei den Enkeln mit alten Brettspielen, mit Mühle und Mensch ärgere Dich nicht, in Gemeinsamkeit an. Ein Enkel trägt nach großmütterlicher Anleitung mit schönsten Backwerken, mit neuen Schneidereien, ein anderer mit neuen Handwerksarbeiten oder auch mit kunstvollen Zeichnungen bei. Mit strahlendem Lächeln sagen sie: „Ich habe jetzt mit großer Freude entdeckt, was mir wirklich Spaß macht – im Haus meiner Großeltern! Das ist für mich ein toller Fund, dass ich jetzt Sinnvolles für meine Freizeit gefunden habe.“ Eine kaum für möglich gehaltene Hoffnung für die Kultur in Europa!



Auschwitz und die Entgrenzung der Schuld

Die unverzeihliche Schuld der deutschen Kinder in aeternum

Ende Januar 2020 wurde des Tages gedacht, an dem sich die Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz am 27. Januar 1945 zum 75. Male jährte. Bereits am 6. Dezember 2019 hat sich Angela Merkel dorthin begeben.

Über ihre Ansprache wurde in Presse, Funk und Fernsehen ausführlich berichtet, so unter der Überschrift: „Auschwitz Teil unserer nationalen Identität“ (FAZ 7.12.2019). Diese Feststellung ist nicht neu, gleichwohl ist sie richtig. Und vieles von dem, was sie sonst noch gesagt hat, verdient unseren Beifall und unsere Beachtung: „Wir erleben einen Angriff auf die Grundwerte der liberalen Demokratie und einen gefährlichen Geschichtsrevisionismus im Dienst einer gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit.“

Die Opfer der Vernichtungslager waren Juden und Polen. Aber nicht nur, sondern auch Millionen andere aus sehr unterschiedlichen Gründen, so auch missliebige Deutsche, die gegen die braunen Machthaber nach Kräften angekämpft hatten. Der Appell der Kanzlerin verdient Beachtung. Doch dürfen wir unterstellen, dass er nicht eindimensional gemeint war dergestalt, dass nur und ausschließlich der Antisemitismus zu negieren, zu bekämpfen sei? Noch bevor Hitler an die Macht kam, veröffentlichte Theodor Lessing sein Buch „Der jüdische Selbsthass“. Er hat wohl den NS-Judenhass begünstigt. Es gibt auch einen deutschen Selbsthass und einen Hass Menschen anderer Nationalität auf das Deutsche und die Deutschen. Diese Aversion wird manifest, wenn wir in führenden Zeitungen mit Texten konfrontiert werden, die unter der Überschrift stehen: „Wird Deutschlands Schuld immer größer?“ (FAZ 2.10.2019) Diese Angriffe müssen wir gleichfalls zur Kenntnis nehmen.

Als Kanzlerin der Bundesrepublik ist Angela Merkel an herausragender Stelle mitverantwortlich für das, was Einrichtungen des Bundes vertreten und vertreiben, auf dem Felde der politischen Bildung die dementsprechend benannte Bundeszentrale. Vor Jahren hat sie mit Steuergeldern finanziert ein Buch beworben und angeboten, betitelt: „Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk“. Auf der Rückseite stand die Empfehlung: „Der Autor, Professor für die Geschichte des Holocaust am Center for Holocaust Studies, USA, beweist stichhaltig, dass die Deutschen nicht nur von den Verbrechen der nationalsozialistischen Machthaber wussten, sondern darüber offen informiert wurden und weit aktiver, als bisher bekannt war, mithalfen – durch Zustimmung, Denunziation oder Mitarbeit.“ Anfragen, wo denn in dem dicken Buch (460 Seiten) die Beweise seien, wurden ausweichend beantwortet. Als sich der Petent so nicht abspesen ließ, hieß es, dass der Klappentext nicht die Bewertung der Bundeszentrale wiedergibt, obwohl ihr Name fett darunter steht. Erst nach Jahren gelang es schließlich, den weiteren amtlichen Vertrieb des hochgepriesenen Werkes zu unterbinden. Ende der „gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“?

An die Stelle von „Hitler und sein Volk“ ist nun „Heimat“ getreten, auch wenn sich beide Bücher äußerlich fundamental unterscheiden und der Adressatenkreis noch umfangreicher sein dürfte. Kinder und Jugendliche werden wie Erwachsene nach der reich bebilderten „Heimat“ greifen. Und was erzählt ihnen die sympathische Nora, die künstlerisch begabte Autorin (Nora Krug, geb. 1977)? Die ersten Aufnahmen zeigen die Gesichter von neun KZ-Aufseherinnen, kalt, trist, scheinbar ohne Seele. Abbilder der Heimat?

Es folgt eine Seite mit der Überschrift: „Auf einer Party in England.“ Zeile eins: „Jedes Mal, wenn ich als Jugendliche ins Ausland reiste, reiste meine Schuld mit mir.“ Nächste Zeile: „Sag doch einfach, du kommst aus Holland“, riet meine Tante Karin mir vor jeder Reise. Ich hätte ihren Ratsschlag annehmen sollen.“ Eine Karikatur zeigt die arme Karin mit einem Mitbringsel in den Händen. Die um sie herum rufen: „Heil Hitler! Ha ha“

Nun folgen Fotos „unverzeihbarer Gräueltaten...“, die von meinem eigenen Volk begangen worden waren.“ Die letzte Zeile lautet: „Hier lag der Beweis für unsere kollektive Schuld.“ Und dieser „Beweis“ zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch und verhindert den gesunden Seelenfrieden. „Meine Verunsicherung wächst noch weiter, wenn ... ich auf einem Markt in einem vorwiegend von Russen bewohnten Teil Brooklyns angespuckt werde, während ich mich mit einem deutschen Freund unterhalte ...“

Gegen Ende ihrer Aufzeichnung schildert Nora den erfolgreichen Versuch, zumindest zum Sohn jenes Mannes Kontakt aufzunehmen, der als Jude ihrem Vater im Entnazifizierungsverfahren beigestanden hat. „Sie müssen sich nicht schuldig fühlen“, sagt Walter mit weicher Stimme“. Sie dankt ihm und ergänzt, „obwohl ich weiß, dass das Unverzeihliche unentschuldigbar bleiben muss ...“

Die bundesamtliche „Heimat“ führt so auf doppelte Weise an die Stelle des Grauens zurück, wo die Kanzlerin an uns appelliert hat: „Nie wieder!“, mit den hässlichen Fratzen der entseelten Frauen und dem Bekenntnis zur „unverzeihlichen“ Schuld des deutschen Kindes, die nach allgemeiner Moral nie Schuld gewesen ist, die aber dennoch, damals wie heute rücksichtslos verfolgt wird. Nie wieder? □

Vom Luxus zur Apostolatsgemeinschaft

Nachstehend der Bericht eines Innenarchitekten, der in seinem Beruf Karriere machte und in hochgestellten Kreisen zuhause war, aber schließlich durch die Krankheit seiner Frau auf den Weg der Bekehrung geführt wurde. Mit seiner Frau wurde er in einer missionarischen Gemeinschaft zum Mitarbeiter im Reich Gottes.

Als junger Innenarchitekt im damaligen Westberlin heiratete Helmut Dieken die HNO-Chefsekretärin in den Köln-Merheimer Krankenanstalten Helga Dieken, geb. Hens. Er arbeitete für die Westberliner und bundesdeutsche Prominenz, sie als Bindeglied zwischen Chefarzt, Ärzten und Patienten. In München machten sie sich selbstständig. Ihre anspruchsvollen Inneneinrichtungen, gepaart mit ihren Wandmalereien, brachten sie in Häuser und Residenzen des Adels und der Hochfinanz. Kunden des gehobenen Mittelstandes im Bundesgebiet brachten ebenso Aufträge, die durch ständige Veröffentlichungen ihrer Arbeiten auf sie zukamen.

Nach zehn Jahren München siedelten sie nach St. Paul-de-Vence an die Cote d'Azur, weil die Jahre des Studiums in Paris sie frankophil prägten. Als 1981/82 Mitterrand mit fünf Stimmen der Kommunisten Staatspräsident wurde, erlebten sie mit den Franzosen ein tiefes Down. Viele dachten auszuwandern, einige wussten, dass Mitterrand sich nach einem Jahr der Kommunisten entledigen würde. Nach dem Verkauf ihrer Häuser emigrierten sie 1981 in die USA, wo sie alle möglichen Höhen und Tiefen durchlebten: Ehrungen ihrer Arbeiten im Empire-State-Building, Ausstellungen in LA-Convention Center. Prominente Kunden wie Schwarzenegger, Ivana und Donald Trump brachten ihnen Aufträge, bis 1987 Helga Dieken von einer unheilbaren Krankheit heimgesucht wurde. In Amerika lernten sie einen bekann-

ten, genialen Arzt kennen, der aber in Hannover praktizierte. So entschieden sie, die USA zu verlassen, wo sie nach den ersten Notjahren wieder erfolgreich und glücklich mit ihrem einzigen Sohn Dominique lebten. Mit dem Verkauf ihres Colonial-Style-Houses wurde in Deutschland neu begonnen.

bischof Dr. Melki aus dem Syrisch-Antiochenisch-Kath. Patriarchat in Beirut/Libanon zu organisieren und zu begleiten. In zahlreichen Pfarreien, Kloostergemeinschaften und Wallfahrtsstätten in Deutschland, Österreich, Liechtenstein und der Schweiz empfangen Bischöfe, Pfarrer und Gläubige den Erzbischof aus dem Nahen Osten



Nachdem sie in den USA eine tiefgreifende Bekehrung erlebten, wurde ein Neuanfang gemacht, der sie in die katholischen Glaubensgrundsätze führte. Ein dreijähriges theologisches Universitäts-Fernstudium bei der Erzdiözese Wien führte sie jährlich zu Seminaren nach Österreich.

Die Freude und Faszination des katholischen Glaubens führte sie dazu, einen Gebetskreis zu eröffnen, in dem sie wiederholt gebeten wurden, eine Gemeinschaft zu gründen. Nach dem Besuch von drei vorbildlichen Priestern, die sie inzwischen kennengelernt hatten, folgten sie deren Rat, eine kleine Gemeinschaft zu gründen.

Aus Helga Dieken wurde Schwester Helga-Maria, ihr Mann wurde Bruder Helmut. Beide verstanden sich als Laien mit Gelübden und Statuten in einer Laienapostolatsgemeinschaft. Die Gründerin Sr. Helga-Maria führte als geistliche Mutter drei junge Menschen zu geistlichen Berufungen. Einige Protestanten wurden durch ihre katechetische Begleitung Katholiken. Auf ihre Initiative hin begann die Apostolatsgemeinschaft die über zehnmal jährlichen Apostolatsreisen für Erz-

mit Freude und Dankbarkeit. Als Brückenbauer zwischen den Christen aus dem Vorderen Orient und dem Rest des christlichen Abendlandes empfingen ihn Kardinäle in Prag, Wien und Altötting.

Was man nicht kennt, kann man nicht lieben, schätzen und verteidigen, war ihre Erkenntnis und ihr Auftrag. So wurden aus durch ihren Beruf geprägte Luxusmenschen, anschließend über 25 Jahre tatkräftige und überzeugende Diener der Vereinten Herzen Jesu und Mariens. Sr. Helga-Maria wurde 2007 nach ihrem 25jährigen Leiden und heiligmäßigen Leben heimgerufen. Bruder Helmut führt die Apostolatsgemeinschaft weiter und übertrug das Anwesen der IHM-Schwesterngemeinschaft, mit denen er im Ora et Labora lebt. □

Spendenkonto der Apostolatsgemeinschaft „Der Vereinten Herzen Jesu und Mariens e.V.“ Im Grünen Tal 21, 5154 Waldbröl-Schörringen, Tel.: 02291-900121, Fax: 02291-900124 IBAN DE97 33070024 0320600000, BIC DEUTDE33HAN

Ziel sind vor allem christliche Kultstätten!

Das Pariser Innenministerium gab die Zahlen zu rassistischen und antireligiösen Vorfällen im Jahr 2019 bekannt. Dabei stehen nicht die anti-rassistischen Vorfälle, die in den Medien oft hochgespielt werden, im Vordergrund. Es sind vielmehr die antichristlichen. Sie stehen ganz vorne! Ihre Zahl betrug 1052 und sie blieb stabil gegenüber 2018. Die antichristlichen Verbrechen sind 6,8 (!) Mal höher als die antimuslimischen Vorfälle. Letztere betrug 154 Fälle bei einer Steigerung um 35% gegenüber 2018. Auch die antisemitischen Untaten stiegen gegenüber 2018 um 27% auf 687 an. Trotzdem liegen die antichristlichen Fälle 1,5 Mal höher als die antisemitischen.

Auch in Deutschland nimmt der Vandalismus gegenüber christlichen Kirchen zu. Der Kulturreferent der DBK, Jakob Johannes Koch, schrieb in der „Herder Korrespondenz: „Vandalismus an religiösen Stätten hat in Deutschland krass zugenommen – krass nicht nur im Ausmaß, sondern auch in der Qualität.“ Sie stellen, nach Koch, „nie nur Vermögensdelikte und Sachbeschädigung, sondern auch psychische Gewalt dar“. Koch nennt Jesuskind-Diebstähle aus Weihnatskrippen, eingeworfene Kirchenfenster an Silvester, Vandalismus an Grab und Gipfelkreuzen, Fäkalien in Weihwasser (kath.net 29.1.2020).

Hubert Gindert

Aufbruch in ein unbekanntes Land?

Der Redakteur einer katholischen Kirchenzeitung meinte ... „egal von welcher Warte man auf diesen Prozess schaut: Wer vorab mit betonierten, unverrückbaren Positionen einsteigt, kann den Dialog auch gleich abbrechen. Auch dieser (synodale) Weg beginnt mit einem Aufbruch in neues, unbekanntes Gebiet“. Wer mit den „betonierten, unverrückbaren Positionen“ gemeint ist, können wir uns denken. Stimmt die Aussage von einem „unbekanntes Gebiet“? Die Vorbereitung der vier Foren, hat gezeigt, welche Inhalte damit verbunden werden. Die wahren Reformer in

Auf dem Prüfstand

der Kirche sind da schon eher in ein „unbekanntes Gebiet“ aufgebrochen: Von Benedikt über Franz Xaver, Don Bosco bis zu den Glaubenszeugen unserer Zeit. Es gibt viel Aufbruchgeschwafel. Ein geistlicher Aufbruch wäre auch für den „Synodalen Prozess“ das Eindringen in ein tieferes Verständnis der Worte Jesu und der Lehre der Kirche!

Hubert Gindert

War das der Aufbruch?

Die Kirche muss sich immer wieder reformieren („Ecclesia semper reformanda“), d.h. zum Wort Gottes und zur Lehre der Kirche, der dieses Wort anvertraut ist, zurückkehren, weil wir uns schnell davon abwenden. Das ist auch heute so.

Die katholische Kirche in Deutschland hat den „Synodalen Prozess“ einberufen. Der vorgebliche Zweck ist die Aufarbeitung der sexuellen Missbrauchsfälle, um Vertrauen zurückzugewinnen. Dieser sexuelle Missbrauch ist möglich geworden, weil die Sexualmoral der Kirche von den Missetätern nicht beachtet wurde.

In Vorbereitung zum „Synodalen Prozess“ wurde deutlich, dass es den Organisatoren nicht um Glaubensvertiefung und Neuevangelisierung ging, wie Papst Franziskus ange mahnt hatte. Die vier Foren „Priesterliche Existenz heute“ (Zölibat), „Macht und Gewaltenteilung“ (Demokratie in der Kirche), „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ (Frauenpriestertum), „Liebe leben

in Sexualität und Partnerschaft“ (Lockerung der Sexualmoral der Kirche) zeigen eine ganz andere Zielrichtung.

Vom 30. Januar bis 1. Februar fand die erste Zusammenkunft der Mitglieder des „Synodalen Prozesses“ statt. Dort wurden mit der Geschäftsordnung die Weichen für den Ablauf des zweijährigen „Synodalen Weges“ gelegt. Auf dieser Grundlage werden die vier Foren beraten und abstimmen. Bei der Weichenstellung wurde deutlich, dass die Mehrheit der Synoden-Teilnehmer die Synode als Vehikel versteht, um ihre „Reformvorschläge“ durchzusetzen. Bei einem solchen Verständnis geht es dann, wie in der Politik, nur mehr darum Mehrheiten zu organisieren. In der Vorbereitung zum ersten Treffen ist durch die Auswahl der Teilnehmer die Basis für die gewünschten Mehrheiten gelegt worden.

Bischof Hanke hat auf die Frage nach seinen Eindrücken vom ersten Synodentreffen geäußert: „Für mich ist die Frage, versteht sich die Synodenversammlung als Parlament oder als geistliche Weggemeinschaft.“ Letzteres darf bezweifelt werden.

Dorothea Schmidt, Teilnehmerin der Zusammenkunft merkt in ihrem Tagebuch an: „Das ist nicht Kirche! Das ist Politik ... obwohl am zweiten Tag der Synodenversammlung nur die Satzung des ‚Synodalen Weges‘ verabschiedet werden sollte, wuchs in mir der Eindruck, dass vorab schon alles eingefädelt, besprochen und geplant war. Jeder Widerspruch wurde im Keim erstickt und die Einwände der Bewahrer abgelehnt ... Machtumkehrung nennt man das (31.1.2020). Wir, die wir uns für die geistige Erneuerung der Kirche einsetzen, werden klein gehalten,

„Ich liebe Greta, weil sie es – wenn auch ungewollt – geschafft hat, die westliche Gesellschaft als das zu entlarven, was sie ist: abergläubisch, dekadent, dumm, hysterisch, infantil und süchtig nach Erlösung.“

**Henryk M. Broder,
Die Weltwoche, 28.8.19**

unser Rederecht eingeschränkt und wir werden vor vollendete Tatsachen gestellt ... sieht so die vielgepriesene Partizipation aus?“ (1.2.2020)

Die Bischöfe von Köln, Regensburg, Passau, Eichstätt und Görlitz, die sich an die Lehre der Kirche halten, mussten eine erste Abstimmungsniederlage hinnehmen. Sie hatten vorgeschlagen, dass Vorlagen die einmütige Zustimmung der anwesenden Mitglieder des Synodalforums erfordern. Bei „Einmütigkeit“ dürfe es höchstens drei Gegenstimmen geben. Dieser Antrag wurde mit 181 gegen 26 Stimmen abgeschmettert. Das waren 87% (!) der stimmberechtigten Mitglieder. Die Synodalversammlung legte fest, dass die absolute Mehrheit für die Beschlussfassung genüge. Die lehramtstreuen Bischöfe hatten auch vorgeschlagen, dass ein Beschluss nicht gültig werden kann, wenn „Widerspruch zwischen der Textvorlage und der Lehre der Kirche vorliegt“. Auch dies wurde abgelehnt.

Die religiöse Gesinnung der Organisatoren des „Synodalen Prozesses“ zeigt sich u.a. darin, dass am dritten Tag (1.2.2020), trotz der hohen Zahl an Bischöfen und Priestern keine heilige Messe angesetzt wurde. Die Eucharistie, das zentrale Sakrament der Kirche, wurde durch einen Wortgottesdienst ersetzt.

Das Wir-Gefühl der Mehrheitsfraktion nahm teilweise skurrile Züge an. Der letzte Antrag zur Geschäftsordnung von Studentenfarrer Michael Berentzen forderte, dass der „Synodale Prozess“ ein Weg der Gleichen sein solle, in dem die Teilnehmer auf Titel, Amts- und Funktionsbezeichnung, d.h. auf Rang und Autorität verzichten sollten. Nun haben aber nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil Weltchristen einen anderen Auftrag für die Menschen als Bischöfe. Aber selbst dieser Antrag bekam 76 Stimmen. Das „Genossen-tum“ feierte seltsame Blüten.

Die Spaltung der Synodenteilnehmer zeigt sich in der Stimmung, die

über den Kongress zum Ausdruck kam. Pater Bernd Hagenkord SJ, der geistliche Beirat des „Synodalen Weges“, bezeichnete die Stimmung als „sehr gut“. Erzbischof Stephan Burger, Freiburg äußerte: „Ich fühle ein großes Miteinander, ich spüre, dass wir hier als Gemeinschaft unterwegs sind“ (Konradsblatt, 9.2.2020). Kardinal Rainer Maria Woelki, Köln sagte: „Es sind eigentlich alle meine Befürchtungen eingetreten. Ich habe ja sehr deutlich gemacht, dass ich eine große Sorge habe, dass hier quasi ein protestantisches Kirchenparlament implementiert wird“ (Konradsblatt 9.2.2020). Regina Einig: „Die erste Synodalversammlung hat die Weichen für die Umgestaltung der Kirche in Deutschland nach einem säkularisierten Politikverständnis gestellt. Mehrheiten wollen durchregieren. Geschäftsordnung und Satzung enthalten Sprengstoff. Zwei ungleiche Lager stehen sich gegenüber. Der Boden ist endgültig vergiftet.“ (Tagespost, 6.2.2020) *Hubert Gindert*

Msgr. Christoph Casetti + 9.2.2020

Der dreifaltige Gott, der alles Leben schenkt, die Begabungen verleiht und die Menschen in seinen Dienst beruft, will den Menschen auch zur Vollendung führen. Msgr. Christoph Casetti wurde am Sonntag, 9. Februar, von Gott heimgeholt. Der Sonntag ist der Tag der Auferstehung Christi. Wir vertrauen darauf, dass Christoph Casetti schon jetzt an der Auferstehung Jesu teilhaben darf.

Gott hat seinen treuen Diener, der sein Leben ganz in die Nachfolge Jesu stellte, abberufen, ihn, der so vielseitig beansprucht wurde und sich so bereitwillig zur Verfügung stellte.

Die Veranstalter der Theologischen Sommerakademie in Augsburg, der Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg, und das Forum Deutscher

Katholiken mit dem Kongress „Freude am Glauben“ sind dankbar, weil sie in Msgr. Christoph Casetti einen aufmerksamen Begleiter hatten, der jederzeit bereit war, als Referent, Podiumsteilnehmer, Zelebrant und Prediger mitzuwirken.

In ihm durften die Teilnehmer an den Veranstaltungen einen Seelsorger und Theologen kennen lernen, der das lebte, was er lehrte. Es ist der ganze Glaube der Kirche, in der Christus weiterlebt, durch die die Menschen auf den Weg zu Gott geführt werden. „Die Kirche“, so Casetti, „lässt niemand allein.“ Das wollte Casetti auch denen vermitteln, die sich aufgrund ihrer Lebensweise von der Kirche entfernt hatten. Er wollte sie zurückführen zu Gott und so zur Erneuerung der Gesellschaft beitragen. Die Ursache für manche Wirren in der Kirche sah er in einer falschen Lebenspraxis.



Sie ist „der Ausgangspunkt für dogmatische und liturgische Fehlentwicklungen“.

Das Wort Christi und die Sakramente sind die Basis und das Gerüst der Kirche. Dort ist auch der Glaube verankert. Christoph Casetti ermutigte zu einem lebendigen Glauben in und mit der Kirche. „Die Tür des Glaubens, die in das Leben der Gemeinschaft mit Gott führt und die das Eintreten in seine Kirche erlaubt, steht uns immer offen. Es ist möglich diese Schwelle zu überschreiten, wenn das Wort Gottes verkündet wird und das Herz sich durch die verwandelnde Gnade formen lässt.“ **+**

Titelbildbeschreibung – Raffael und sein letztes Gemälde



Raffaello Santi wurde wohl am 6. April 1483 in Urbino in den Marken geboren und starb am Karfreitag, dem 6. April 1520, also vor 500 Jahren, in Rom.

Mit elf Jahren war Raffael Vollwaise. Er lernte in Perugia und wurde schon mit 17 Jahren „magister“ genannt. Spätestens mit 21 Jahren übertraf er mit seiner Malerei seinen Lehrer Perugino (+1523) und ging nach Florenz, das damalige Musenzentrum Italiens. Dort lernte er die Kunst eines Michelangelo (1475-1564), eines Leonardo (1452-1519) und eines Fra Bartolommeo (1472-1517) kennen. 1505 kehrte er nach Perugia zurück. Schon ein Jahr später zog es ihn aber wieder nach Florenz. Ab 1508 hielt er sich in Rom auf. Papst Julius II. (1443-1513, Papst ab 1503) führte dort die Bedeutendsten seiner Zeit zusammen: den Baumeister Bramante (1444-1514), den Bildhauer Michelangelo und eben den Maler Raffael, der in Rom viele Aufträge erhielt, auch von Papst Leo X. (1475-1521, Papst ab 1513). Die päpstlichen Gemächer (Stanzen und Loggien) schmückte Raffael mit monumentalen Wandgemälden. „Die Schule von Athen“ (1510/11) gilt als absolutes Meisterwerk der Hochrenaissance. Nicht minder bekannt ist seine „Sixtinische Madonna“ (1512/13). Nach Bramantes Tod übernahm er die Bauleitung der Peterskirche. Durch diese neue Aufgabe blieb ihm immer weniger Zeit zum Arbeiten an der Staffelei. Trotzdem malte er in seinen letzten Lebensjahren weitgehend eigenhändig, eines seiner bekanntesten Bilder, die „Verklärung Christi“. Er starb mit 37 Jahren und wurde im Pantheon beigesetzt.

Auftraggeber dieses Bildes war der spätere Papst Clemens VII. (1478 – 1534, Papst ab 1523). Das Bild ist zweigeteilt: Oben ist die „Verklärung Christi“ zu sehen. Über einem Felsplateau, dem Berg Tabor, schwebt Christus in einer Wolkenmandorla. Das

Weiß hier, hinter Christus, wird noch gesteigert durch die zum Rand hin immer dunkler werdenden Umgebungswolken. Christus hält seine Hände in Orantenhaltung, als bete er zu seinem Vater. Mk 9,2 schreibt, dass Christi Kleider strahlend weiß wurden. Dies erreicht Raffael durch die extreme Hintergrundhelligkeit, die auch Christi Gewand noch zum Strahlen bringt. Bei Mt 17,2 steht, dass Christi Kleider weiß wurden, also nicht schon weiß waren. Das hell-reine Licht hinter Christus hat aber noch eine weitere Bedeutung: Aus ihm kommt eine Stimme, die sagt: „Dieser ist mein geliebter Sohn“ (Mk 9, 7) und so ist Christi Blick leicht nach oben, zu seinem Vater, gerichtet. Christus zur Seite sieht man Moses mit den Gesetzestafeln und Elija. Raffaels Genialität zeigt sich auch in der Darstellung des Schwebens von Christus, Moses und Elija. Obwohl die Bäume hinter ihnen Windstille verraten, flattern ihre Gewänder. Sie flattern nicht wegen des Windes, sondern weil sie schweben. In starkem Kontrast zu den weiß Bekleideten, Schwebenden liegen die in erdfarbige Gewänder gehüllten drei Apostel Petrus, Johannes und Jakobus am Boden. Sie waren vom Schlaf übermannt (Lk 9, 32). Jeder von ihnen hat, wegen der Blendung durch das überirdische Licht, eine andere, schützende Handhaltung. Auch so steigert der Maler die Helligkeit des himmlischen Lichtes bei Christus. Petrus versucht schon aufzublicken. Später findet er als erster Worte, mit denen er Christus anspricht (Mk 9,6). Nicht nur farblich, sondern auch kompositionell erkennt man hier ein Meisterwerk: Christus, Moses und Elija bilden eine Dreieckskomposition. Die drei Apostel hingegen liegen nebeneinander, in einer Reihe. Ein gedachter Kreis fasst jedoch diese beiden Dreiergruppen zu einer Einheit.

Fast auf Bergeshöhe, am linken Bildrand, erkennt man zwei Personen, über welche viel spekuliert wurde. Eine Theorie lautet: Die beiden knienden Betrachter sind Justus und Pastor, die Kirchenpatrone der Kathedrale Saint-Juste, für die dieses Altarbild bestimmt war und deren Fest auf den 6. August, den „Tag der Verklärung Christi“, fällt. Man kann unschwer empfinden, dass beide Heilige eigentlich stören, nicht in die Gesamtkomposition passen und wohl ein Zugeständnis des Malers an den Auftraggeber sind.

In der unteren Bildhälfte sind die Personen größer gemalt als in der oberen Hälfte. Dies und der Ausblick rechts in eine Landschaft gibt dem Bild Tiefe. Diese Hälfte ist vertikal zweigeteilt: Rechts erkennt man einen besessenen Knaben der gerade einen An-



fall hat. Sein Vater hält ihn. Die Menschen hinter ihnen – es sind insgesamt neun Personen – bitten die Apostel, den Knaben zu heilen. Diese sieht man im linken unteren Bildviertel. Es sind die zurückgebliebenen neun Apostel. Jeweils neun Personen stehen sich also gegenüber. Die dicht gedrängten Apostel versuchen, den taubstummen Geist aus dem Kind auszutreiben (Mk 9, 28). Anscheinend hat deshalb der Apostel im Vordergrund in einem Buch nachgeschaut, wie der Exorzismus geht. Andere tauschen sich aus, weisen auf den Knaben hin und zwei Apostel zeigen auf den Berg, wo sich Christus befindet, der böse Geister austreiben kann, denn sie können dies nicht (Lk 9, 41). Auch hier verbindet Raffael diese beiden einander gegenüberstehenden Gruppen, und zwar durch eine kniende Frau. Als Rückenfigur kann sie einerseits die Apostel anschauen, andererseits mit ihren Händen auf den besessenen Knaben hinweisen und so den Kontakt zwischen beiden Gruppen herstellen. In der Bibel kommt sie nicht vor, hat hier also eine rein kompositionelle Funktion.

Auch in seinem letzten Werk offenbart sich Raffael als einer der größten Maler. Das Bild ist überlegen komponiert. Gegensätze werden durch Verbindungen aufgehoben. Die ausgeglichene Farbpalette bringt er, wo es notwendig ist, zum Strahlen oder dämpft sie ab. Selbst den besessenen Knaben zeigt er nicht hässlich und abstoßend. Andere zeigt er betroffen, aber nicht aggressiv. Die Kunst hatte für Raffael einen ästhetischen Wert und soll die Natur überhöhen. Er führte die Renaissance-malerei zu einem Höhepunkt, der nicht mehr übertroffen werden konnte.

Alois Epple

Sehr verehrter Herr Dr. Werner,

sicher werden Sie etwas überrascht sein, einen Brief eines unbekanntes Benediktiners aus Frankreich zu erhalten. Aber seit Jahren lese ich die Zeitschrift „Der Fels“. Den H.H.P. Hermes, den Gründer des „Fels“, habe ich in Regensburg besucht. Er hatte mehrere Artikel über unsere Abtei Sainte Madeleine in Le Barroux sehr freundlich verfasst und veröffentlicht.

Seit langem möchte ich Ihnen ein paar Dankeszeilen schicken, und zwar für Ihre letzte Seite im „Fels“. Dafür möchte ich Ihnen ein herzliches und ewiges Vergelt's Gott zum Ausdruck bringen. Seit meiner Jugend habe ich Ihre Heimat und Geschichte kennen und schätzen gelernt. Ich habe mich immer sehr gefreut, wenn ich mich in Deutschland aufgehalten habe und der Kultur und den Leuten begegnet bin.

Ihre „letzte Seite“ ist ein monatlicher und erfreulicher Windstoß in dieser Atmosphäre der Verleugnung und Selbstanklage. Ja, all diese deutschen Helden und Märtyrer, Priester, Ordensleute und Laien sind Vorbilder für unsere Zeit und Fürsprecher für die müde und sterbende

Christenheit. Wie recht schrieben Sie vor kurzem: „Die Priester der NS-Zeit haben trotz großer Gefahren am katholischen Glauben festgehalten. Möge ihre Glaubenstreue gerade heute als Vorbild dienen.“ – „Dass mancher NS-Funktionär heimlich gefährdete Zeitgenossen rettete, wurde bis jetzt in der Geschichtsforschung wenig beachtet.“ – „Wer selbst nie in einer Diktatur gelebt hat, kann den Mut der Bekenner und den Hass ihrer Gegner kaum gerecht beurteilen.“ Man sollte ein Büchlein mit den letzten Worten all dieser Märtyrer verfassen. „Ich opfere Gott mein Leben für das deutsche Volk!“ und so weiter.

Vor kurzem habe ich ein Buch von Professor Xavier Martin „La France abîmée“ über die Französische Revolution gelesen. So habe ich tief verstanden, wie unsere Revolution die Matrize aller Diktaturen ist. Ich weiß, dass wir diese Viren in ganz Europa ausgestreut haben. Professor Xavier Martin und der vor kurzem heimgegangene Professor Jean de Viguerie sind Autoren, die immer gegen den Strom geschwommen sind. In diesem Zusammenhang hatte ich auch das Buch von Hans Graf Huyn mit Gewinn gelesen: „Ihr werdet sein wie Gott – Der

Irrtum des modernen Menschen von der Französischen Revolution bis heute.“

All diese vorbildlichen deutschen Gestalten kenne ich leider nicht. Trotzdem habe ich mehrmals Exerzitien über den Seligen Karl Leisner gehalten – vor Jungendlichen und auch vor Erwachsenen in meiner Abtei Le Barroux und auch hier in la Garde. Auch vor den deutschsprachigen Seminaristen in Wigrazbad habe ich Vorlesungen über die Märtyrer der NS-Zeit gehalten. Es ist so wichtig, diese Seite der Geschichte kennen zu lernen.

Ich schätze auch den P. Kentenich, die Seligen Richard Henkes, Franz Jägerstätter und Nikolaus Groß. Das Leben und die letzten Stunden von Christoph Probst sind auch hervorragend. Möge Gott Ihnen und der Zeitschrift „Der Fels“ noch mehrere Lebensjahre schenken, damit all Ihre Leser über diese wahren Katholiken noch mehr erfahren.

Seien Sie meiner verborgenen Gebetsverbundenheit in all Ihren Anliegen und auch für Ihre deutsche und bayerische Heimat versichert!

Mit herzlichstem Gruß und Segen

*P. Martin OSB
Monastère Sainte-Marie de la Garde*

Forum Deutscher Katholiken



20. Kongress
„Freude am Glauben“
12. – 14. Juni 2020 in Ingolstadt
**„Wer glaubt,
überwindet die Angst“**

+ WORKSHOPPROGRAMM

+ ANBETUNGSPROGRAMM

Programmhefte, Plakate A4/A3:

E-Mail: hans.schwanzl@forum-deutscher-katholiken.de

www.forum-deutscher-katholiken.de

Einkehrtage in Marienfried

„Die letzten Tage im Leben Jesu“
3. April, 18:00 Uhr – 5. April 2020,
13:00 Uhr • Rektor Georg Alois Oblinger, • Marienfried Gebetsstätte •
www.marienfried.de • Marienfried-
straße 62 • 89284 Pfaffenhofen an
der Roth • Tel.: 0 73 02 / 92 27

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im März 2020

Evangelisation – Katholiken in China

Wir beten dafür, dass die Kirche in China
an ihrer Treue zum Evangelium festhält
und immer mehr zusammenwächst.

Foto- und Quellennachweise:

67, 69 (oben) **71** Bischöfliche Presse- und
Medienabteilung, Bistum Regensburg; **68,**
69 (unten), **72** R.G.; **73** N. Rasmø: Michael
Pacher, C.H. Beck, München, 1969, Abb. IX;
74, 75 H. Kretschmer: Wie Noah die Tiere
gerettet hat, Prestel-Verlag, S. 71, S. 73; **76**
(re) Die gr. Jh der Malerei; vom Van Eyck zu
Botticelli; Skira 1955, S. 172, (li) privat; **77**
www.unifr.ch/bkv/kapitel3169.htm; **78** (li), **81**
(li) A.G., **78** (oben) Archiv; **79** (oben) Begeg-
nungen mit Klemens Maria Hofbauer, Weiß
Otto, Pustet, 2009; (unten) privat; **80** A. Zim-
mer; **81** (re) privat; **82-83** G. Stumpf/privat;
84 Gemeinfrei, commons.wikimedia.org/w/
index.php?curid=3256087; **85, 88** Copyright:
hs; **86, 87** J. Liminski; **80** H. Dieken; **93** nev-
sepic.com.ua/art-i-risovanaya-grafika/2409-
raffaello-sanzio-rafael-santi-37-rabot.html,
Gemeinfrei, commons.wikimedia.org/w/index.
php?curid=35440864

Quellen: S. 73: [http://hymnarium.de/hymni-
breviarii/hymnen/commune-sanctorum/176-
aeterna-christi-munera-cs](http://hymnarium.de/hymni-
breviarii/hymnen/commune-sanctorum/176-
aeterna-christi-munera-cs); **S. 96:** Pater Jak-
ob Gapp. Ein Märtyrer des Glaubens. 1996.
ISBN3-9014-5054-2

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Helmut Dieken
Im Grünen Tal 21,
51545 Waldbrhl- Schnörringen
- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17, 82065 Baierbrunn
- S. D. Alois Konstantin zu Löwenstein
Schloßpark 1, 63924 Kleinheubach
- Rektor Georg Alois Oblinger
Marienfriedstr. 62, 89284 Pfaffenhofen
- Dr. François Reckinger
Eichenfeldstr. 21, 40764 Langenfeld
- Dorothea Schmidt
Kolbenkreuzweg 5, 86971 Peiting
- Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

IK-Mainz

Besinnungstag im Franziskaner-Kloster Marienthal/Rheingau
Geistliche Leitung: H.H. Pfarrer Stefan Fillauer, Biebesheim, Diözese Mainz

Thema: HERR, lehre uns beten! Samstag, den 21. März 2020

9.45 Uhr Begrüßung
10.00 – 10.50 Uhr 1. Vortrag: Not und Segen des Gebetes: „Dialog mit Gott“
11.00 – 11.50 Uhr 2. Vortrag: Gebet: „Vergessene Ur-Sache des Menschen“
12.00 – 13.00 Uhr Gemeinsames Mittagessen
13.10 – 14.00 Uhr 3. Vortrag: Wie wir beten sollen: „Eins-Werden mit Gott“
14.15 – 15.30 Uhr Gemeinsamer Kreuzweg – danach am Außenaltar Einzelsegen
mit Kreuzreliquie.

15.30 – 16.10 Uhr Kaffeepause mit Kuchen

Beichtgelegenheit besteht von 14.15 Uhr bis 16.15 Uhr bei mehreren Beichtvätern der
Franziskaner Patres

16.15 – 17.15 Uhr Gelegenheit für Fragen, Aussprache

17.30 Uhr Feierliche Hl. Messe in der Wallfahrtskirche

Anmeldung erbeten per E-Mail: willischreiber@t-online.de

oder telefonisch: Tel.- 06725-4556 bis spätestens 18. März 2020.

Unkostenbeitrag: 15,- Euro pro Person (Verpflegung inklusive)

Aktionsgemeinschaft von Katholiken in der Erzdiözese München-Freising e.V.

17.04.2020 • Movimento, Neuhauser Str. 15/V, München • 19:00 Uhr • H.H. Prof. Dr. Ma-
rius Reiser: „Die Neugestaltung von Ehe und Familie im frühen Christentum“ • Hinweise:
Hans.Schwanzl@t-online.de, Tel.: 089-60 57 32

Dein Gewissen - Die Stimme Gottes in Dir.

Dieses Thema wird am Mittwoch, den 4.3.2020 um 19:00 Uhr in einer Patrizierrunde
im Kapitelsaal des Jeningenheims, Philipp-Jeningen-Platz 2, Ellwangen/Jagst behandelt,
zu der alle Interessierten herzlich eingeladen sind. – Kurze Impulsreferate führen aus
unterschiedlichen Gesichtspunkten in das Thema ein, das anschließend mit den Anwe-
senden anhand ihrer Lebenserfahrungen erörtert wird. Die Themen, die monatlich in der
Patrizierrunde behandelt werden, stehen in Beziehung zu der Lebenswirklichkeit sowie
dem Glücks- und Heilsstreben jedes Einzelnen.

In einer Pause zwischen den Impulsreferaten – mit Erfrischungen –, besteht die Möglichkeit
des persönlichen Gedankenaustauschs unter den Anwesenden. Die Dauer der Veranstaltung
beschränkt sich auf max. 2 Std. Information: Prof. Hans Benirschke, Tel. 07961 / 7268

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Pater Jakob Gapp – ein wahrer Zeuge für Christus

Jakob Gapp stammte aus einer kinderreichen Arbeiterfamilie in Tirol. Wohlmeinende Priester sorgten dafür, dass der begabte Schüler das Internat und das Gymnasium der Franziskaner in Hall besuchen konnte. Aus dieser Schule gingen in der NS-Zeit drei Märtyrer hervor: Dr. Franz Messner, Pater Franz Reinisch und Pater Jakob Gapp. Im Ersten Weltkrieg geriet Jakob Gapp in italienische Kriegsgefangenschaft. Nach dem Krieg stand er wie viele andere Deutsche und Österreicher vor dem Nichts. Die harten Friedensbedingungen von Versailles und St. Germain verhinderten, dass die Menschen ihr tägliches Brot verdienen konnten. Nach einigen Fehlschlägen bei der Stellensuche klopfte Gapp in einem Kloster der Marianisten an und sagte dort dem Vorsteher: „Ich will Marianist werden. Aber ich bin Christ und Sozialist. Wenn das nicht zusammengeht, dann sagt es gleich, dann geh ich wieder.“ Die Klosterbrüder ließen es auf einen Versuch ankommen und nahmen Jakob Gapp probeweise in ihre Gemeinschaft auf. Dort durfte er Pädagogik und Theologie studieren und schließlich Priester werden. In seinen Predigten grenzte er sich scharf vom nationalsozialistischen Rassedanken ab, denn alle Menschen seien zum ewigen Heil berufen. Nachdem Hitler am 14. März 1938 auch in Österreich die Macht übernommen hatte, wurde es für den so geradlinigen Pater

Gapp gefährlich. Er wies in den Predigten nach, dass die nationalsozialistische Weltanschauung dem katholischen Glauben genau entgegengesetzt ist. Den Vorwurf der Nazis, der Papst würde in Prunk leben, konterte Gapp am 11. Dezember 1938, dass ja auch das Parteihaus in München keine Hütte sei. Das Mythos-Buch Rosenbergs sei ein Lügenbuch, das man nicht kaufen solle. Nach dieser Predigt war P. Gapp in Tirol nicht mehr sicher. Auf den dringenden Rat seiner Freunde konnte er gerade noch über die Schweiz nach Frankreich und später nach Spanien flüchten. Aber auch dort verfolgte ihn die Geheime Staatspolizei unerbittlich. Unter dem Vorwand, ein aus Berlin stammender Jude wolle katholisch werden und bitte daher um einen deutschsprachigen Religionsunterricht erschlichen sich die Gestapoleute das Vertrauen von Pater Gapp. Sie luden ihn schließlich mit ihrem Auto zu einem Ausflug ein und standen dann plötzlich an der spanisch-französischen Grenze, wo sie Pater Gapp verhaften und als Gefangenen nach Deutschland bringen konnten. In Berlin erwartete Pa-

ter Gapp eine brutale Gerichtsverhandlung unter dem berüchtigten Blutrichter Freisler. Der Vernehmungsbeamte staunte nicht wenig, weil er gar keine Druckmittel anwenden musste, um den Angeklagten zum Reden zu bringen. Dieser legte freimütig dar, warum er Hitler mit samt seinem Nationalsozialismus für ein großes Unglück halte und warum für ihn die Lehre der Kirche unverrückbar gelte. Selbst Himmeler, der sich darüber berichten ließ, sagte: „Wenn wir solche Soldaten auf unserer Seite hätten, dann hätten wir den Krieg schon gewonnen.“ Am 2. Juli 1943 wurde Pater Gapp zum Tode verurteilt und am 13.08.1943 hingerichtet. In einem Abschiedsbrief schrieb er: „Ich gehe jetzt zum lieben Heiland. Ich bin glücklich.“ Was für einen Glauben hatten die Leute damals! 1995 hat Papst Johannes Paul II. den Märtyrer Jakob Gapp seliggeprochen. Während Hitlers Verbrechen zu Recht zigtausendmal verkündet wurden, wurden die Heldentaten seiner Gegner eben so oft zu Unrecht totgeschwiegen.

Eduard Werner

